

298
März 2021



HEMPPELS

2,20 EUR

davon 1,10 EUR
für die Ver-
käufer/innen

Das Straßenmagazin für Schleswig-Holstein

**Junge Studierende mit Mut machenden
Geschichten in einer schwierigen Zeit**

*Geht
doch!*

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

auch in diesem Monat halten Sie wieder eine besondere Ausgabe in der Hand – ein ganzes Heft voll mit Geschichten, die von jungen Studierenden (Foto: Axel Schön) geschrieben wurden. Dieses in der schleswig-holsteinischen Medienlandschaft besondere Projekt haben wir in Kooperation mit dem »Zentrum für Schlüsselqualifikationen« (ZfS) der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel auf die Beine gestellt.

Ein Semester lang entwickelten die jungen Frauen und Männer unter Anleitung von Redaktionsleiter Peter Brandhorst eigene Themen und brachten sie zu Papier. Es ist das achte Projekt dieser Art – und das erste, das (fast) ausschließlich digital stattfinden musste. Lediglich bei einem Fotoshooting trafen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer vor dem Lockdown in unserem Kieler Innenhof – mit ausreichend Abstand und Masken im Gesicht. In den entstandenen Texten werden verschiedene Aspekte des augenblicklichen Pandemie-Lebens beleuchtet – alle spannend, einige nachdenklich machend und manche auch unterhaltend. Aber lesen Sie selbst.

IHRE HEMPELS-REDAKTION



GEWINNSPIEL



SOFARÄTSEL

Auf welcher Seite dieser HEMPELS-Ausgabe versteckt sich das kleine Sofa? Wenn Sie die Lösung wissen, dann schicken Sie die Seitenzahl an: raetsel@hempels-sh.de oder: HEMPELS, Schaßstraße 4, 24103 Kiel. Teilnehmende erklären sich einverstanden, dass im Falle eines Gewinns ihr Name in HEMPELS veröffentlicht wird.

Einsendeschluss ist der 31.3.2021.

Der Rechtsweg ist wie immer ausgeschlossen.



GEWINNE

3 x je ein Buch der Ullstein Verlagsgruppe. Im Februar war das kleine Sofa auf Seite 12 versteckt. Die Gewinnerinnen und Gewinner werden im April veröffentlicht.

Im Januar haben gewonnen:

Isabell Frähmcke (Lübeck), Volker Götzinger (Husum) und Inga Magnussen (Flensburg) je ein Buch der Ullstein Verlagsgruppe. Allen Gewinnerinnen und Gewinnern herzlichen Glückwunsch!



DIE MASKE HINTER DER MASKE

4 Eine Betrachtung zur Lage



MAL WIEDER KEIN WLAN

8 Unsere Autorin wollte ganz normal mit ihrem Studium beginnen. Doch dann kam Corona



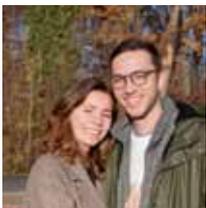
DER HOMO HYGIENICUS

11 Ein Plädoyer, nicht den Bezug zum sozialen Miteinander zu verlieren



ARME HUNDE

13 Haustiere sind jetzt besonders nachgefragt. Warum das nicht nur gut ist



LIEBE KENNT KEINE GRENZEN

16 Unsere Autorin hat sich in einen Österreicher verliebt – ausgerechnet während Corona



HUNGERN, UM ZU FÜHLEN

20 Eine junge Frau leidet an Essstörungen. Während der Pandemie nimmt sie den Kampf mit der Krankheit auf



GANZ SCHÖN KUSCHELIG

24 Die Hälfte der Erwachsenen besitzt ein Stofftier – in Zeiten von Corona ein großer Gewinn



PLÖTZLICH ALLES ANDERS

26 Wie das ist, in Corona-Zeiten Abi zu machen



HELDEN MIT MASKEN

28 Welchen Belastungen Pflegekräfte jetzt ausgesetzt sind



HAUPTSACHE, ICH KANN EUCH SEHEN

30 Wie die Oma unserer Autorin in einem Altenheim die Pandemie erlebt



KEINE ZEIT, TRÜBSAL ZU BLASEN

33 Die Gastronomie während Corona

36 IN EIGENER SACHE: GELEBTE SOLIDARITÄT; IMPRESSUM

38 SUDOKU

39 LESERBRIEFE

Alle Autorinnen- und Autorenporträts: Axel Schön

Die Maske hinter der Maske

Selbst den Komikern unter uns könnte so langsam die Puste ausgehen, befürchtet unsere Autorin und ruft dazu auf, die Zukunft selbst in die Hand zu nehmen. Eine auch ernst gemeinte Betrachtung der Lage

TEXT: VERONIKA REINBOLD

Früher sah man auf der Straße Massen voller Menschen, jetzt ist da nur eine Masse voller Masken. Die Identität verdeckt durch ein Stück Stoff, welches die Menschheit vor solch einer Katastrophe bewahren soll wie jene, welche sich 1918 mit der Spanischen Grippe ereignete. Die Masse in uniformierten Tönen, alle scheinen sich zu gleichen, verdeckte Mimik wie im Theater. Und im Hauptprogramm die Krise. Doch jede Krise hinterlässt auch ein Narrativ. Wie ein solches Szenario aussehen kann, worüber wir noch lachen können und wie zuversichtlich wir in die Zukunft schauen dürfen – darüber habe ich mit Menschen auf der Straße gesprochen. Es scheint, als würde selbst den Komikern unter uns so langsam die Puste auszugehen.

Hauptbahnhof Hamburg, vor dem Lockdown: Wie Ameisenherden bewegen sich die Menschen zwischen den Läden hin und her. Ich suche nach einem ersten Interviewpartner und entdecke in der Masse, zwischen all den versteckten

Gesichtern, zwei mir scheinbar bekannte Augen. Sofort bewege ich mich auf den jungen Mann zu. »Max?« Ergeht es euch Leserinnen und Lesern auch manchmal so, dass ihr glaubt, hinter all den Masken das euch Bekannte im Unbekannten zu entdecken?

Eine unerwartet hohe Stimme durchdringt den Mundschutz. Natürlich ist der junge Mann nicht Max, dem ich für einen Moment am Hauptbahnhof zu begegnen wähnte. Ich stelle meine erste Frage: »Können wir Corona als Chance zum Umdenken betrachten?« Er antwortet: »In vielen Bereichen bringt Corona den Shutdown des Menschenverstands. Da gibt es Querdenker wie die 22-jährige Jana aus Kassel, die sich mit Sophie Scholl verglich. Linke und Reichsbürger ziehen solidarisch Hand in Hand in das Corona-Abenteuerland.« Auf meine nächste Frage, ob nicht immerhin der Luxus der wiedergewonnenen Zeit uns neue Impulse bringen kann, erhalte ich eine ebenso nüchterne Antwort: »Wir





Fotos: Pixabay

Verdeckte Mimik wie im Theater, und im Hauptprogramm die Krise: Doch jede Krise hinterlässt auch ein Narrativ.



Wie zuversichtlich dürfen wir in die Zukunft schauen? Unsere Autorin hat draußen auf den Straßen mal nachgefragt.

finden Zeit für Krimis im TV, doch haben keine Zeit für das Wesentliche, die Empathie.«

Zwar schwirrt in den Köpfen einiger Befragten das Bild einer düsteren Szenerie, die die Vorstellung eines totalitären Staates wahr werden lässt, ähnlich wie wir es über die Grenzen hinaus in Ungarn wahrnehmen können. Doch unser Rechtsstaat ist noch nicht in der Quarantäne. Trotz zahlreicher Einschränkungen scheint unser Verfassungssystem krisenfest; was das angeht, scheinen sich die Befragten einig zu sein.

Was hingegen nicht krisenfest erscheint, ist die Polarisierung durch die Medien. Täglich erreichen uns Nachrichten mit in der Summe steigenden Infektionszahlen, insgesamt mehr Tote als am Tag zuvor. Dazu kommentiert eine Passantin: »Die Medien verstärken in Krisenzeiten den Effekt, indem sie uns weismachen, der schlimmsten Katastrophe seit dem Zweiten Weltkrieg ausgesetzt zu sein.« Kein Wunder, dass Menschen wie die 22-jährige Jana dann denken, Widerstandskämpfer zu sein. Wir alle haben ein Problem: »Hello, Hello, can you hear

me?« Dem Abi-Jahrgang 2021 der Abschluss verwehrt, denn die Verbindung mit der Realität scheint verkehrt.

Ja, »Dummheit hat viele Kinder. Männliche und weibliche, Neid und Geiz, Lüge«. Der lange verstorbene Dichter August Lämmle hat das mal geschrieben. Und verweilte er heute noch unter uns, dann würde er diese Worte vielleicht auch auf die digitale Entwicklung beziehen. Angeblich erzwingt die Krise auch die Beschleunigung der Digitalisierung. Abgeordnete und so manch andere Kapitalisten verzichten neuerdings freiwillig auf ihren Jetlag und fallen stattdessen dem digitalen Funkloch zum Opfer: »Hello, Hello, can you hear me?«

Angesichts der Digitalisierungsdebatten geraten so langsam auch Schülerinnen und Schüler in Rage. Grund hierfür sind häufig überlastete Schulplattformen wie das IServ-Netzwerk. »Im ersten Lockdown gab es das Problem, überhaupt digital zum Unterricht zu erscheinen. Jetzt läuft es auch nicht besser, weil einigen Schülern und auch immer noch Lehrern das digitale Verständnis fehlt«, kommentiert mir gegenüber ein 15-jähriger Schü-

ler. Auf meine Frage, ob Homeschooling auch nach Corona noch im Trend sein wird, antwortet er: »Digitaler Unterricht ist bequem, aber ich bezweifle, dass wir letztes Jahr etwas gelernt haben. Eine Mischung aus digital und Präsenzunterricht wäre die beste Lösung.«

Dabei ist die internationale Wettbewerbsfähigkeit im Rahmen der Digitalisierung in Deutschland genauso zurückgeblieben wie der Ausbau des Glasfaseranschlusses. Der 68-jährige Harald beschreibt das Problem: »Ich habe von meiner Familie ein Tablett geschenkt bekommen«, und lacht bei dem Gedanken, dass ihn seine Enkel nun digital kontaktieren können. Von einem Digitalisierungsproblem spüre er nichts, genau wie unsere Bundesregierung nicht. »Der Titel als Exportweltmeister reicht doch«, sagt Harald, »wir können ja nicht in allem gut sein.« Das stimmt, lieber Harald. Die Kinder in Afrika werden sich in ein paar Jahren bestimmt bedanken, schließlich türmen wir dort unsere Haufen. Elektroschrott bis zum ersaufen.

Apropos ersaufen. Flüge gestrichen, die Autos stehen still und endlich ist

auch wieder der Himmel über China zu sehen. »Die Bilder von den nach Venedig zurückgekehrten Delfinen werden auch nicht ewig anhalten, genau wie die Konzentration der Treibhausgase in unserer Atmosphäre nicht einfach verschwindet«, antwortet mir ein weiterer Passant auf die Frage, ob die Krise nicht ein positiver Impuls für das Klima und gegen den weiteren Anstieg des Meeresspiegels sei. Er fügt hinzu: »Hierfür bräuchten wir Jahrzehnte des Lockdowns.« Dabei will die endlose Diskussion im laufenden politischen Diskurs über den Klimawandel uns weismachen, dass Abgeordnete kraft ihres politischen Irrsinns alle Hebel in Bewegung setzen, unseren Planeten vor einem grausigen Szenario zu schützen; mehr Schein als Sein.

Die Illusion vom Pariser Klimaabkommen zeichnete sich in erster Linie durch das Scheitern der vergangenen Jahre aus und verschleiert jährlich neun Millionen Opfer, welche an den Folgen der Wasser- und Umweltverschmutzung sterben. So hatte man die Ziele für 2020 bereits abgeschrieben, wäre die Welt nicht schnurstracks in Corona getrieben worden. Damit die Tatenlosigkeit jedoch auch weiterhin unbemerkt bleibt, einigte man sich darauf, die Klimakonferenz des vergangenen Jahres sausen zu lassen. Auf ein Jahrzehnt mehr kommt es jetzt auch nicht mehr an, vielleicht ja 2030. Für den Fall, dass es auch bis dahin nicht klappt, könnte der Deutsche Bundestag ja beschließen, aus abgesoffenen Gebieten angeschwemmte staatenlose Kinder zu adoptieren. Oder zumindest das, was der Ozean von ihnen übriggelassen hat.

»Corona hat gezeigt, dass wir von heute auf morgen alles radikal ändern können«, sagt mir eine Passantin. »Es ist schon traurig und eine gewisse Ohnmacht, dass Menschen erst zwanghaft Beschränkungen brauchen, um zu checken, dass wir uns in einer ernsten Lage befinden. Genau dasselbe Problem sehe ich auch beim Klima.« Folgernd aus der Corona-Realität prägt das Szenario eines Klima-Lockdowns die Zukunftsvorstellung einiger Passanten.

Eine andere Sorge plagt den 17-jährigen Basti, den wir als nächstes treffen.

Die Welt scheint still zu stehen und es ist nicht leicht, in der Corona-Krise jung zu sein, besonders unter dem ständigen Vorwurf, rücksichtslos gegen die Zeit zu leben. Dabei raubt der Generationenvertrag gerade einer ganzen Generation ihre Jugend. Einmal jung und schon im Lockdown, was durchaus Überforderung und Existenzangst auslösen kann. »Wir müssen uns finden, dabei weiß niemand, was morgen sein wird.« Keine Abschiedspartys, keine Erstsemesterwoche, keine Geburtstage. Und das allerwichtigste: Keine Lisas und Leons, die für Work and Travel nach Australien reisen. »Es bleibt für viele von uns ein unabgeschlossenes Kapitel«, sagt Basti und erzählt, dass er keine Möglichkeit hatte, der Schule oder seinen Mitschülern Adieu zu sagen.

Der Himmel über Hamburg erstrahlt mittlerweile in warmen rot-gelben Tönen und so langsam verschwindet auch die Sonne hinter dem Horizont. Die leerstehenden Gebäude werfen Schatten und in den wärmsten Ecken versammeln sich dort jetzt wieder die Ärmsten, die in der Krise am meisten bangen. Es sind die Schatten derjenigen, die sonst in unserer Gesellschaft am wenigsten Beachtung finden. »Wir sterben, aber es hört eh keiner. Es war schon immer so, und daran wird sich auch nichts ändern«, erzählt mir ein Mann, der sein Lager gegenüber dem Chilehaus aufgeschlagen hat.

Das neue Jahr 2021 forderte auf Hamburgs Straßen direkt sechs Opfer, zu meist wohl erfroren. Zu Hause bleiben ist ein Privileg, welches sich nicht jeder Mensch leisten kann. Dabei ist es wichtig, dass wir in einer Krise auch die Stimmen derjenigen hören, die sonst keinen Rückhalt haben. Ich schaue mich um und sehe eine junge Frau, die nach Geld fragt, tatsächlich bleiben weniger Leute stehen, denn die Angst vor Ansteckung ist groß; und bloß den Mindestabstand einhalten! Ist dies vielleicht das fehlende Empathievermögen, von welchem der junge Mann »Max« zu Anfang dieser Geschichte gesprochen hatte?

Zurück im Hauptbahnhof, auf dem Bahnsteig Richtung Kiel, entdecke ich ein junges Paar, scherzend und unbekümmert lachend. Meine Frage: »Wo-

rüber können wir in Corona-Zeiten noch lachen, in der jeder Witz potenziell als Falschinformation gewertet werden könnte?« Beide antworten entschlossen: »Über so einiges.« Solidarität bedeute nicht, dass die Welt für alle feststecken müsse. Ich stimme zu, denn wenn nicht mit Humor, wie bewältigen wir ansonsten die todernste Lage?

Vor genau einem Jahr begann die Geschichte von Corona auf dem Markt in Wuhan. Während es 2019 noch hieß: »a little Party never killed nobody«, wurde das 2020 umgeschrieben in: »a little Party killed everyone on this party«. Weltweit über zwei Millionen Tote, Grenzen vorübergehend geschlossen. Dennoch hat die Krise als Katalysator laufende Tendenzen verstärkt und uns in eine gewisse Trance von Realität fallen lassen, in welcher die Zeit eine neue Bedeutung erlangt hat. Für die einen ein direkter Weg in den Überwachungsstaat. Für andere ist jetzt die Zeit des globalen Umdenkens. Ich sehe auf den Straßen versteckte Gesichter und in den Augen der Masse pulsierende Hoffnung, Leere, Zuversicht, Angst und eine neue Art von Bewusstsein.

Das letzte Kapitel der Pandemie scheint eingeleitet. Und in gewisser Weise schreibt jeder von uns selbst das daraus neu entstehende Narrativ und beeinflusst so, wie es auch in Zukunft weitergeht.

VERONIKA REINBOLD, 23. Studiert Jura und will später im journalistisch-juristischen Bereich arbeiten. Absolviert ihr Studium in Kiel und wohnt eigentlich auch dort, hält sich jetzt in der Pandemiezeit aber häufig an ihrem ursprünglichen Wohnort Hamburg auf.



Mal wieder kein WLAN

Unsere Autorin hatte sich auf einen ganz normalen Studienbeginn gefreut. Aber dann kam noch vor ihrem ersten Semester Corona

TEXT: SARAH ROMMEL

Eigentlich hatte ich mir das alles ganz anders vorgestellt. Nach Abitur und einem Jahr Auszeit wollte ich vergangenen Herbst mit einem schon länger geplanten Studium beginnen, Politikwissenschaft und Anglistik an der Kieler Christian-Albrechts-Universität. Einen normalen Studienbeginn hatte ich mir immer vorgestellt, ich wollte über den Campus laufen und mit lauter netten Menschen ins Gespräch kommen. Das Audimax wollte ich bei Vorlesungen von innen erleben und in der Mensa zu Mittag essen. Und natürlich die verschiedenen Sportangebote der Uni nutzen, auch der Spaß sollte ja nicht zu kurz kommen.

Doch dann kam Corona und veränderte alles.

Ich studiere jetzt zwar tatsächlich. Aber schon früh war klar, dass mein erstes Semester von zu Hause aus stattfinden würde. Ein digitales Semester. Statt in Jeans und Bluse an der Uni jetzt in Jogginghose und gemütlichem Pullover daheim. Statt einer halbstündigen Fahrt zur Uni nun ein Arbeitsweg vom Bett bis zum Schreibtisch. Luftlinie gefühlte nullkommanochwas Meter, mein Zimmer ist klein. Statt echten Begegnungen mit anderen Studierenden und Lehrenden gibt es Whatsapp-Gruppen

und Zoom-Meetings. Ab und zu rufe ich verzweifelt bei meinem Internetanbieter an, weil das WLAN mal wieder nicht funktioniert. Naja, so kann man auch Menschen kennenlernen.

.....

*»Große Überraschung:
Alle haben ja auch Beine!
Verrückt!«*

.....

Erst nach fünf Wochen Studium traf ich für eine halbe Stunde zum ersten Mal leibhaftig ein paar meiner Kommilitonen, im Innenhof von HEMPELS beim Fotoshooting für diese Ausgabe und unter strenger Einhaltung der Abstandsregeln. Nach den vielen Zoom-Konferenzen war die Überraschung groß: Die sehen in echt ja alle ganz anders aus als auf dem Bildschirm! Und sie haben ja alle auch Beine, nicht nur Köpfe! Verrückt.

Nun läuft das Semester bereits ein paar Monate, und noch immer fühlt es sich nicht so an, als würde ich wirklich studieren. Einen Seminarraum von in-

nen gesehen habe ich weiterhin nicht. Verstärkt wird die Irritation dadurch, dass man zu Hause keine Trennung zwischen Studium und Freizeit mehr hat und die Grenze zwischen beiden verschwimmt. Das meiste findet in meinem Privatraum statt, und das Gefühl von Feierabend ist mir fremd. Man ist einfach immer zu nah am PC, auf dem sich alles abspielt. Was mir noch mehr fehlt, ist der persönliche Austausch mit anderen Kommilitonen. Generell gesagt ist es zur Zeit erheblich schwerer Kontakte zu knüpfen und Freundschaften zu formen. Man kommt weniger ins Gespräch und ist sehr viel auf sich allein gestellt.

Zum Glück habe ich das Privileg, in Kiel bereits Freunde und Freundinnen zu haben. Ich bin hier geboren und habe mein ganzes bisheriges Leben in dieser Stadt verbracht. Dieses Glück haben gerade allerdings nicht alle. Viele meiner Kommilitoninnen und Kommilitonen von außerhalb waren so mutig und haben trotz Lockdown und Kontaktbeschränkungen einen Umzug gewagt. Einige sind Hunderte Kilometer weit weg von ihrem Zuhause gezogen. Zwei von ihnen erzählen mir, welche Erfahrungen sie in den letzten Monaten gesammelt haben. Sie berichten



Foto: Privat

»Ich freue ich mich darauf, endlich mal mit übermüdeten Augen im überfüllten Audimax zu sitzen«:
Sarah Rommel kennt die Uni bislang nur von außen.

unter anderem, dass es durch die Umstände schwieriger ist, die neue Region kennenzulernen. Das teure Semester-ticket nutzen, um beispielsweise einen Städtrip nach Hamburg zu machen oder mal schnell über die Grenze nach Dänemark zu fahren – im Moment ein Tabu. Im Lockdown sowieso.

.....

»Kein Feierabendgefühl –
man ist immer zu
nah am PC«

.....

Auf der anderen Seite, erzählen sie mir, hat man derzeit mehr Zeit, zumindest den neuen Wohnort und die nähere Umgebung besser kennenzulernen – wenn mal wie gesagt nicht gerade ein neuer Lockdown den Alltag wieder runterfährt. Von vielen anderen höre ich, natürlich immer nur über Telefon oder bei Videogesprächen, dass sie sich extra für ein WG-Zimmer entschieden haben, um schneller andere Menschen kennenzulernen und in dieser Zeit

nicht komplett allein zu sein.

Neben den vielen negativen Seiten dieser Corona-Krise findet eine Kommilitonin auch positive Aspekte: Sie erzählt mir davon, dass sie insgesamt weniger Druck empfindet, weil man aktuell viel von zu Hause aus machen kann und die Möglichkeit hat, sich auf sich selbst zu konzentrieren und sich ganz in Ruhe an den – hoffentlich bald vorübergegangenen – neuen Lebensabschnitt zu gewöhnen.

Auch ich sehe in dieser Krise eine Chance. Nach Wochen und Monaten, die ich mehr mit technischen Geräten als mit echten Menschen verbracht habe, freue ich mich umso mehr auf den Moment, wenn irgendwann soziale Kontakte wieder zur Normalität werden. Ich freue mich sogar darauf, zum ersten Mal über das Unigelände zu irren und mich zu verlaufen. Ich freue mich darauf, mit Hunderten Studierenden in einer überfüllten Vorlesung zu sitzen und dagegen anzukämpfen, dass mir die Augen zufallen, weil der Lehrstoff zu viel, die Nacht zu lang und der Schlaf zu kurz waren.

Keiner von uns konnte sich vorher vorstellen, dass wir 2020 in die schwierigste Zeit der letzten Jahrzehnte ruten

würden. Niemand von uns hat sich diese Situation gewünscht. Und trotzdem müssen wir sie alle irgendwie meistern. Ich kann es mittlerweile kaum noch abwarten, bis alles vorbei ist. Bis dahin heißt es weiterhin: studieren auf Distanz, Kopf hoch und durchhalten.

Bis ich dann endlich den anderen Studierenden und Dozenten auch in echt begegnen kann, die ich bislang nur aus verschwommenen Wackelbildern auf Zoom-Bildschirmen kenne.

SARAH ROMMEL, 19. Studiert im 1. Semester Politikwissenschaft und Anglistik und möchte in den Journalismus.



HIER KÖNNTE AUCH IHRE ANZEIGE STEHEN.

Für nähere Informationen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung.

Telefon (04 31) 67 44 94; anzeigen@hempels-sh.de

HEMPELS

Das Straßenmagazin für Schleswig-Holstein

Der Homo Hygienicus

Uns Menschen wird im Moment zu Recht einiges abverlangt. Mit vielen Dingen müssen wir pausieren, um gut durch die Pandemie zu kommen. Ein Plädoyer dafür, trotzdem nicht den Bezug zum sozialen Miteinander zu verlieren

TEXT: JULIAN HETT

Seit nunmehr einem Jahr ist das soziale Leben eingeschränkt. Unabsichtlich und äußerst subtil lastet eine zusätzliche Herausforderung auf dem Menschen, der zurecht seine Mitmenschen schützen möchte. Es ist die Herausforderung, nicht den Sinn für das zu verlieren, was uns Menschen ausmacht.

Was seit der Antike das wichtigste Unterscheidungskriterium von Tieren war, ist die Fähigkeit, ein umfassendes und sehr vielfältiges Sozialleben zu führen. Diese Fähigkeit droht jedoch zu verschwinden, wenn sich die Hygiene dauerhaft in eine übergeordnete Stellung begibt. Dieses Hygieneverhalten beschreibt den Homo Hygienicus. Ein Wesen, welches bei einer zwischenmenschlichen Situation immer vorrangig an die Hygiene denkt. So wird jetzt beispielsweise auf Händeschütteln verzichtet und geküsst erst, wenn sichergestellt ist, dass der Geküsste hundertprozentig gesund ist.

Doch wie genau kommt es zum Homo Hygienicus und wie kann seine Entstehung verhindert werden?

In der Psychologie unterscheidet man grob zwischen der Furcht und der Binnenangst. Dabei basiert die Furcht auf einer konkreten Gefahr. Die Binnenangst ist gegenstandslos und basiert auf nicht Vorhersehbarem. Auch und gerade in der Corona-Pandemie gibt es

die Binnenangst. Der gesamte öffentliche Raum bildet eine Gefahrenzone, da jeder Mensch ein potentieller Virenträger ist. Hinzu kommt, dass das Virus nicht sichtbar ist, im Gegensatz zu einem Jaguar, der ebenso eine Gefahr darstellt. Die konkreten Merkmale der Gefahr geben sich im Alltag nicht zu erkennen. Stattdessen erscheinen sie uns erst bei einem PCR-Test.

.....

Es sind Szenen wie die aus Bergamo, die das Jahr bestimmt haben

.....

Die Berichterstattungen über Corona waren wohl die einflussreichsten Faktoren, die eine Angst hervorgerufen haben. Es sind gerade die Szenen aus Bergamo, die Leichentransporter, die chaotischen Zustände in Intensivstationen und die täglichen Rohdaten des RKI, welche durchgehend die Schlagzeilen des Corona-Jahres füllten.

Die Hygiene dient als Mittel vor der Corona-Gefahr. Das Problem ist nun, dass die Effekte der Hygienemaßnahmen nicht sofort sichtbar gemacht

werden können. Der Einsatz von Desinfektionsmitteln im Alltag wird zum Glaubenssatz. Dies gleicht etwa einem Kreuzifix, welches das Böse fernhält. Ob es nun den gewünschten Effekt erbringt, sieht man nicht und spürt man nicht. Ob man mit der Hygiene erfolgreich war, zeigen letztlich erst der PCR-Test oder die Symptome nach der Inkubationszeit.

Schlimmer als der Verlust der optischen Wahrnehmung des Virus aber ist der Verlust des Vertrauens über seinen eigenen Körper. Es ging verloren als es hieß, man könne asymptomatische Krankheitsverläufe bekommen. Das Nicht-einschätzen-können, ob man nun selbst infektiös ist oder ob an dem Türknopf eines Zuges Corona-Viren anhaften, führt zu einer permanenten Verunsicherung im Alltag.

Die Mund-Nasen-Bedeckung verhindert eine der wichtigsten Kommunikationsformen: die Mimik. Dabei ist die Mimik die erste Kommunikationsform, die wir Menschen lernen, und gleichzeitig ist sie die Vertrauteste. Ohne die Mimik fühlen wir uns in den alltäglichen zwischenmenschlichen Situationen zunehmend unsicher. Wir können zufällige Handlungen oder Gesprochenes von Mitmenschen nicht mehr richtig interpretieren. Das führt zu einer Orientierungslosigkeit.



Die soziale Komponente des Alltagslebens sollte auch in Pandemie-Zeiten nicht vergessen werden.

Ohne die wahrnehmbaren Effekte von Hygiene, die Orientierung und das Vertrauen des eigenen Körpers nimmt die Angst Ausmaße an, die dann zur Überreaktion führen. Gemeint ist der übertriebene Einsatz von Desinfektionsmitteln und die maximale Distanzierung von Mitmenschen, also die totale Selbstisolation. Dieses Verhalten ist die Abkehr des Sozialen, denn die Hygiene richtet sich schließlich gegen Viren und Bakterien und somit auch gegen ihre Träger.

Der Homo Hygienicus ist schließlich die Anpassung an die Pandemie. Dass diese Anpassung nach dem Ende der Pandemie einfach wieder verschwindet, scheint zweifelhaft. Immerhin wird der Gesellschaft trotz der Einschränkungen im Sozialleben der Alltag zu einer angenehmen Alternative umgestaltet. Die Rede ist von digitalen Ersatzmöglichkeiten. Die digitalen Ersatzmöglichkeiten sollen den Verlust des Soziallebens kompensieren. Vergessen wird dabei schnell, dass unsere sozialen Tätigkeiten sinnhafte Erfahrungen sind und sein müssen. Ein Ersatz, der sich auf maximal zwei Sinne beschränkt, ist dabei nicht annähernd würdevoll für den Menschen. Es werden Unterhaltungen auf das Gehör und maximal das

zweidimensionale Sehen reduziert. Zu solchen Ereignissen gehört eben mehr als nur der objektive Gehalt.

Die Gefahr ist, dass der Mensch sich dem subjektiven Gehalt irgendwann nicht mehr bewusst ist. Es ist kein Zufall, dass der digitale Konsum in Zeiten, wo das Sozialleben fast komplett eingeschränkt wurde, immens steigt. Gleichzeitig wird die Lebensweise der totalen Selbstisolation, also die des Homo Hygienicus, von der Bundesregierung eingefordert, wodurch der digitale Konsum unvermeidlich ansteigt.

Die Filmreihe der Bundesregierung »Besondere Helden« lobt die Menschen, die sich isolieren, auf der Couch liegen und Chips und Serien konsumieren. Unverantwortlich wenn man bedenkt, dass diese Lebensweise zu einem erhöhten Risiko an Herz-Kreislauf-erkrankungen führt. Um seine Mitmenschen zu schützen ist es gerade richtig, sich selbst nicht in eine Gesundheitsgefahr zu begeben. Das bedeutet nicht nur, sich nicht einer Infektionsgefahr auszusetzen. Schließlich sollte jegliche Überlastung des Gesundheitswesens verhindert werden.

Die Hygienemaßnahmen sind in dem Maße, wie sie die Bundesregierung getroffen hat, nicht unbedingt ausschlag-

gebend für die Entwicklung des Homo Hygienicus. Eher sind es die Menschen, die von sich aus die Hygienemaßnahmen im übertriebenen Maße anwenden. Die verstärkte Angst ist dabei federführend. Diese Überreaktion macht den sozialen Verlust groß. Gleichzeitig wird dieser Verlust von der digitalen Welt ausgeglichen.

Die Gefahr besteht, dass übertriebene Hygiene in der Zukunft zur idealen Lebensweise wird, da die Nachteile, wie der soziale Verlust, nicht mehr erkannt werden. Zusätzlich wird die digitale Alternative zur ersten Priorität erklärt. Die Lösung ist es, den Weg durch die Pandemie aufmerksam und bedacht zu gehen. Trotz der Maßnahmen, die wir verantwortungsbewusst einhalten, darf die soziale Komponente unseres Alltagslebens nicht vergessen werden. Und man sollte sich vor Augen halten, dass die digitalen Alternativen niemals einen würdevollen Ersatz zum analogen Sozialleben bieten können.

JULIAN HETT, 24. Studiert Soziologie und Philosophie und möchte später philosophisch und publizistisch arbeiten und Sachbücher schreiben.



Arme Hunde

In Zeiten wie diesen suchen Menschen vermehrt Trost bei einem tierischen Begleiter. Für die Tiere ist das nicht gut, warnen Tierschützer

TEXT UND FOTOS: LEONIE STULLICH

Ob nun wegen Homeoffice, Kurzarbeit oder des Wegfalls von vielen direkten sozialen Kontakten: Seit Beginn der Corona-Pandemie haben einige Menschen mehr Zeit. Dadurch vereinsamen so manche jedoch auch. Dass der eine oder die andere dann auf den Gedanken kommt, sich einen tierischen Begleiter anzuschaffen, ist nachvollziehbar. Aber ist es auch gut und richtig, sich in einer solchen Lebenssituation eine treue Fellnase oder einen kuscheligen Gefährten zuzulegen?

Vielen Menschen mag es nicht bewusst sein, dass Haustiere niemals nur eine Art Übergangslösung für eigene Probleme sind. Ein Haustier will dau-

erhaft versorgt sein, auch dann, wenn Corona irgendwann nicht mehr unseren Alltag bestimmt. Wer sich ein Tier zulegt – und das gilt immer und überall –, sollte sich also vorher gut überlegen, wie die Pflege in einen normalen Alltag eingefügt werden kann.

Dass die derzeitige Pandemie für eine erhöhte Nachfrage nach Haustieren sorgt, bestätigen mir auf Nachfrage mehrere Tierheime und der Tierschutzbund, coronabedingt jeweils per E-Mail. Beim Landesverband des Deutschen Tierschutzbundes aus Schleswig-Holstein wurde festgestellt, nicht nur bei Hunden sei die Nachfrage gestiegen, sondern auch bei Katzen, Kaninchen

und allen anderen Kleintieren. Auch das Tierheim Uhlenkrog aus Kiel bestätigt diesen Trend. Man habe Interessenten jedoch »freundlich abgewiesen«, die sich ein Tier anschaffen wollten, weil sie während des Lockdowns mehr Zeit haben, so Tierärztin Katja Dubberstein aus der Leitung des Tierheims Uhlenkrog. Sie denke zwar auch, dass Tiere als »Seelentröster« vielen Menschen gegen Einsamkeit helfen können, jedoch erforderten Tiere dauerhaft Zuwendung und Pflege. Eine Pandemie oder ähnliche Situationen sollten also nie Motivation sein, sich in der vorübergehend frei gewordenen Zeit ein Tier anzuschaffen.



Weist Interessenten freundlich ab: Tierärztin Katja Dubberstein vom Tierheim Uhlenkrog.

Spenden helfen

Alle Tierheime und Tierschutzorganisationen sind auf Spenden angewiesen, auch kleine Beträge helfen. Infos und Kontoverbindungen lassen sich leicht im Internet finden, zum Beispiel vom Tierheim Uhlenkrog und Tierheim Kossau. **LS**

Der Landesverband sieht dies ähnlich: »Alleinige Motivation für die Anschaffung eines Tieres darf niemals Einsamkeit oder eine schwierige Situation sein«, so stellvertretend die Vorsitzende des Landesverbandes Ellen Kloth für die Verbandsmitglieder. Jedes Tier habe seine eigenen Bedürfnisse. Dazu

gehöre nicht, den Bedürfnissen der Menschen gerecht zu werden. Vielmehr müsse für jeden Tierhalter das Bedürfnis seines Haustieres im Vordergrund stehen. Das Tierheim Uhlenkrog teilt diese Meinung: »Man muss auch überlegen, dass es immer noch Lebewesen sind, deren Bedürfnisse nicht enden, wenn der Besitzer plötzlich zehn Stunden täglich aus dem Haus ist.« Denn wenn Corona erst einmal wieder vorbei ist, werden viele wieder ganztags arbeiten und somit weniger Zeit für das Tier haben.

Das Tierheim Kossau aus dem Kreis Plön betont ebenfalls, dass sich die Interaktion und Kommunikation eines Menschen mit einem Tier auf beide Seiten zwar positiv auswirken kann. Andererseits sollte aber immer sichergestellt sein, dass alle Tiere das bestmögliche Zuhause bekommen. Dies könne mitunter nach Corona bei einigen nicht mehr gegeben sein. Deshalb werde immer überprüft, ob Tiere einen zu ihnen passenden Besitzer bekom-

kommen und ohne Überprüfung, ob dieser Hund in das Umfeld passt.

Um dagegen anzugehen, gelten bei eBay Kleinanzeigen seit vergangener Oktober schärfere Tierschutz-Regelungen. Die Plattform verbietet jetzt den Verkauf sogenannter Qualzuchttrassen wie beispielsweise Möpfe, Französische Bulldoggen oder andere »Modehunde«, die ihr ganzes Leben unter den zuchtbedingten Merkmalen leiden. Zudem wurde das Mindestalter für den Abgabezeitraum von Hunde- und Katzenwelpen erhöht.

.....

Nach der Zeit des Homeoffice kommen dann die Probleme

.....

»Das Verbot trägt dazu bei, dass die Zucht und die massive Vermehrung von Hunden und Katzen verringert wird und Tierheime entlastet werden«, schrieb die Tierrechtsorganisation PETA bereits im Oktober auf ihrer Website. Jedoch habe der Verkauf von Tieren bei Züchtern und der Tierhandel über eBay trotzdem stark zugenommen, so Tierärztin Dubberstein vom Tierheim Uhlenkrog.

Der Landesverband des Deutschen Tierschutzbundes schreibt mir: »Dabei wird jedoch häufig vernachlässigt, dem Hund beizubringen, auch alleine zu bleiben. Und wenn dann irgendwann die Zeit des Homeoffice vorbei ist, haben die Leute ein Problem.« Und die Tiere natürlich auch. Man rate daher dringend davon ab, sich unüberlegt einen Hund anzuschaffen. Und wenn es ein Welpen sein müsse, dann nicht über das Internet.

Weil manche Menschen sich an diese Empfehlungen jedoch weiterhin nicht halten, befürchten viele Tierheime auch in Schleswig-Holstein, dass es nach der Corona-Zeit zu einem vermehrten Anstieg von Fund- und Abgabetieren

kommt. Für das Tierheim Uhlenkrog ist das eine schon jetzt absehbare logische Konsequenz. »Die gehen dann in der Regel nicht zurück an Züchter oder eBay, sondern landen im Tierheim«, schreibt mir Katja Dubberstein.

Überhaupt: Tiere »verstehen oftmals nicht, wenn man nach einiger Zeit das Interesse an ihnen verliert. Viele leiden dann still vor sich hin, andere fangen mit Verhaltensstörungen an«, so Tierärztin Dubberstein. Auch das Tierheim Kossau fordert, man müsse sich im Klaren darüber sein, dass man während der gesamten Lebenszeit eines Tieres für sie sorgen muss – mit allen Kosten, die dazugehören. Daher sollte man sich immer sehr gut überlegen, ob man ein Tier auch noch in vielen Jahren betreuen kann.

Fazit: Vorübergehende Einsamkeit oder Langeweile können nicht durch die Anschaffung eines Tieres gelöst werden. Denn auch Tiere brauchen viel Liebe und Pflege, und zwar dauerhaft.

Mehr Hunde

Im vergangenen Corona-Jahr 2020 ist in Deutschland die Zahl der Hunde laut dem »Verband für das deutsche Hundewesen« auf etwa zehn Millionen Tiere gestiegen. Das ist laut Verband ein Plus von schätzungsweise 15 Prozent. **PB**

men, der sich ihr Leben lang gut um sie kümmern wird.

Die Sicherstellung der artgerechten Haltung von Haustieren scheint also bei Vermittlungen durch Tierheime oder Tierschutzvereine gegeben zu sein. Jedoch werden viele Tiere auch über das Internet verkauft. Auf Internetplattformen wie eBay Kleinanzeigen oder E-Dogs werden beispielsweise Hundewelpen von unseriösen Händlern angeboten. So ist es für viele Menschen leichter, sich ohne große Überlegung einen Hund anzuschaffen, ohne dabei die nötigen Vorkenntnisse erläutert zu



LEONIE STULLICH, 21. Studiert Soziologie und Deutsch und möchte in den Journalismus.





Nach Corona werden wieder mehr Tiere abgegeben, befürchtet Tierärztin Katja Dubberstein.

Liebe kennt keine Grenzen

Bei einem Auslandssemester in Japan zu Beginn der Pandemie hat sich unsere Autorin in einen Österreicher verliebt. Inzwischen weiß sie: Fernbeziehungen in solchen Zeiten sind herausfordernd. Trotzdem konnten sie und ihr Freund der Situation auch Gutes abgewinnen



»Fernbeziehungen in Pandemie-Zeiten sind herausfordernd«: Autorin Norina Pommerening mit ihrem österreichischen Freund Johannes.



..... **TEXT UND FOTOS: NORINA POMMERENING**

Im Fernsehen waren dramatische Szenen zu sehen, die Eilmeldungen plopten im Minutentakt auf unseren Smartphones auf: überforderte Ärzte, Massengräber, Ausgangssperren, Lock-down. Es war Anfang März 2020 und die COVID-19-Pandemie begann, die Welt in Atem zu halten. Mein Freund Johannes und ich saßen in einem Zimmer in einem Studentenwohnheim, zwölf Quadratmeter klein. Wir waren im Rahmen eines Auslandssemesters in Kobe in Japan auf der anderen Seite der Erde und verfolgten gebannt das Geschehen in Europa.

Langsam zeichnete sich ein Bild ab: Grenzen wurden geschlossen, Flüge gestrichen. Was sollte das für mich und für die Beziehung zu meinem Freund bedeuten? Er, 24 und Jurastudent aus Österreich. Lebt und lernt in Graz, unweit der slowenischen Grenze. Ich, Studentin der Politikwissenschaft, lebe und lerne in Kiel, auch nicht allzu weit von einer Landesgrenze entfernt, der dänischen. Kennengelernt hatten wir uns in Japan. Wo die Liebe hinfällt – ich musste erst ans andere Ende der Welt reisen, um mich in einen Österreicher zu verlieben.

Fernbeziehungen in Zeiten der Corona-Pandemie sind herausfordernd. Viele Paare waren und sind davon in unterschiedlichster Weise betroffen. Uns gelang es trotz dunkler Zeiten, ein wenig Licht zu finden und der Ausnah-

mesituation auch viel Gutes abzugewinnen.

Im März kehrten wir wie ursprünglich geplant aus Japan zurück. Eigentlich wollte ich zunächst nach Hamburg fliegen, angesichts der Pandemie buchte ich jedoch kurzentschlossen nach Wien um. Denn die Grenzen zwischen beiden Ländern waren bereits geschlossen. Ich wusste also, dass ich meinen Freund auf unbestimmte Zeit nicht sehen könnte, wären wir beide in unsere jeweilige Heimat geflogen.

.....

*»Ein seltsames Gefühl,
durch eine Grenze getrennt
zu sein«*

.....

Zwei Wochen nur wollte ich damals bei meinem Freund in Österreich bleiben, schließlich hatte ich auch meine Familie seit Monaten nicht mehr gesehen. Tatsächlich sind daraus dann fast zwei Monate geworden. Denn wäre ich zu mir nach Hause gefahren, dann hätte ich nicht gewusst, wann ich meinen Freund das nächste Mal würde wiedersehen können. Die Vorstellung, dass mich eine Grenze von meinem Freund im Nachbarland Österreich trennt,



»Liebe ist kein Tourismus«: Autorin Norina Pommerening mit ihrem Freund Johannes in dessen Heimat.

war ein seltsames Gefühl für mich. Bin ich doch in einem Europa der offenen Grenzen aufgewachsen und hatte nie das Gefühl, dass uns so viel voneinander trennt.

Doch noch im selben Monat, im Mai, wurde der Grenzübertritt für unverheiratete Lebenspartner wieder gestattet, schon Anfang Juni war mein Freund das erste Mal bei mir in Norddeutschland. Da an den Universitäten seit Pandemieausbruch praktisch alle Seminare online stattfinden, können auch wir beide jederzeit von überall aus studieren. Ohne Corona hätten wir uns nicht so oft sehen können, wie wir das in den vergangenen Monaten getan haben.

Klar, die Situation bringt auch Unsicherheiten mit sich wegen der variierenden Quarantänebestimmungen. Sobald Österreich Risikogebiet ist, muss ich bei der Rückkehr nach Deutschland in

Heimquarantäne. Und während ich diesen Text schreibe, ist ganz Deutschland für Österreich Risikogebiet. Reise ich also nach Österreich, muss ich nach Ankunft zunächst in Quarantäne. Der sich stetig ändernde Status von Risikogebieten sorgt für eine gewisse Planungsunsicherheit. Auch die Kosten der Reisen sind durch geringe Auslastung in der Infrastruktur gestiegen. Als eine Studentin, die durch Corona auch ihren Job verloren hat, macht mir dies schon zu schaffen.

Dennoch kann ich sagen, dass mein Freund und ich inmitten dieses großen Corona-Unglücks auch das Glück auf unserer Seite haben. Denn wir leben in Nachbarländern, beide in der Europäischen Union. Als Studierende sind wir beide zeitlich relativ flexibel und durch die Online-Lehre an keinen Standort gebunden. Nicht alle Paare in Fernbeziehungen haben so viel Glück.

Ein Beispiel: Meine Kommilitonin Antonia, die mit mir an diesem Journalismus-Seminar teilnimmt. Noch kurz vor Ausbruch der Pandemie war sie in Australien, um ihren dort lebenden Freund zu besuchen. Häufig schon hatten sie sich gegenseitig besucht. Als sie im März von ihrer Reise nach Hause zurückkehrte und die Situation sich in Europa verschlimmerte, war sie zunächst noch optimistisch. Es war für sie schwer vorstellbar, dass die Reisefreiheit für lange Zeit eingeschränkt bleibt. Doch wenig später wurde sie mit einer harschen Realität konfrontiert: Die Einreise nach Australien ist für sie nicht mehr möglich – die Dauer der Restriktionen nicht absehbar. Auch für australische Staatsbürger wird eine Ausreise vermutlich bis Mitte 2021 nicht mehr möglich sein. Australien ist somit eines der Länder mit den strengsten Reisere-



Das Paar zusammen vor dem Leuchtturm Kiel-Holtenau.

striktionen aufgrund der COVID-19-Pandemie.

Auf einmal war für Antonia ihr Partner unerreichbar. Durch Corona wirkte er noch viel weiter weg, als er ohnehin schon war. Sie erzählt mir, dass da plötzlich nichts mehr war, auf das sie sich hätten freuen können. Keine Vorfreude mehr möglich auf ein nächstes Wiedersehen. Die Unerreichbarkeit erschien unüberbrückbar und der Verlauf der Corona-Pandemie unberechenbar. Und da sie keine reine Online-Beziehung führen wollten, trennten sich beide im Sommer einvernehmlich. Danach sei es ihr besser gegangen, sagt Antonia. Sicher war sie traurig, aber der Druck, den Kontakt zu erhalten, war ihr nun genommen. Dennoch fragt sie sich manchmal, was ohne die Corona-Pandemie aus der Beziehung geworden wäre.

Ich hörte ihr zu und konnte sie gut verstehen. Plante ich doch selber gerade eine nächste Reise nach Österreich. Aber mein Freund und ich haben noch etwas, worauf wir uns freuen können. Auch er scheint mir manchmal weit weg zu sein, in Österreich, doch Antonias Geschichte rückt diese Entfernung in eine andere Perspektive. Für mich ist er nicht unerreichbar; die Quarantäne ist ein Preis, den ich für Besuche zu zahlen bereit bin.

Vor allem Menschen aus Nicht-EU-Staaten so wie Antonias Ex-Freund haben oft Schwierigkeiten, ihre Partner in EU-Ländern zu besuchen. Unter dem Motto »Love is not tourism« wurde für genau diese Paare eine Initiative geschaffen. Auf der Website der Initiative (www.loveisnottourism.org) findet man für zahlreiche Länder Petitionen. Sie fordern eine Ausnahme für einreisen-

de Lebenspartnerinnen und -partner aus Risikogebieten bei Vorlage eines negativen Corona-Tests. Denn Liebe ist kein Tourismus. Ich freue mich, dass inzwischen sowohl Österreich als auch Deutschland das für alle Paare erlauben. Weitere Länder haben Ausnahmen für Paare, viele aber auch nicht.

Wenn ich jetzt an die Tage kurz vor unserer Abreise in Japan denke, kann ich nicht glauben, wie glimpflich sich alles für unsere Beziehung entwickelt hat. Als ich dort saß in meinem kleinen Zimmer, hatte ich Angst und Heimweh. Ich wusste nicht, was auf mich zukommt. Gerade sitze ich wieder für ein paar Wochen in einem Zimmer einer Studenten-WG in Graz und studiere von dort aus online an der Kieler Uni. Insgesamt mehrere Monate konnte ich so im vergangenen Jahr in Graz verbringen.

In Japan habe ich mich seinerzeit in meinen Freund Johannes verliebt. Und seit ich, zurück in Europa, ihn jetzt regelmäßig bei sich in Österreich besuche, habe ich mich auch in seine Heimatstadt Graz verliebt. In einem halben Jahr werde ich dort mein weiterführendes Masterstudium beginnen und Graz auch als mein Zuhause bezeichnen können.

NORINA POMMERENING, 22. Studiert Politikwissenschaft und Soziologie, möchte später in einer NGO oder internationalen Organisation arbeiten.



Hungern, um zu fühlen

Viele Menschen leiden an Essstörungen. Einer betroffenen Freundin unserer Autorin hat ausgerechnet die Pandemie geholfen, mit dieser Krankheit besser umgehen zu können

TEXT: NELE STEHR

Zufrieden betrachtete Babsi ihr Essen. Der Teller war bis zum Rand voll mit in Öl gebratenen Kartoffelecken, ihr Lieblingsgericht momentan. »Mensch, habe ich einen Hunger«, habe sie sich gedacht und nicht gezögert, alles aufzuessen. Doch das war nicht immer so, denn die heute 20-jährige Babsi leidet an Essstörungen. Der Grund für ihren Sinneswandel? Kaum denkbar, aber die Corona-Pandemie hat ihr dabei sehr geholfen.

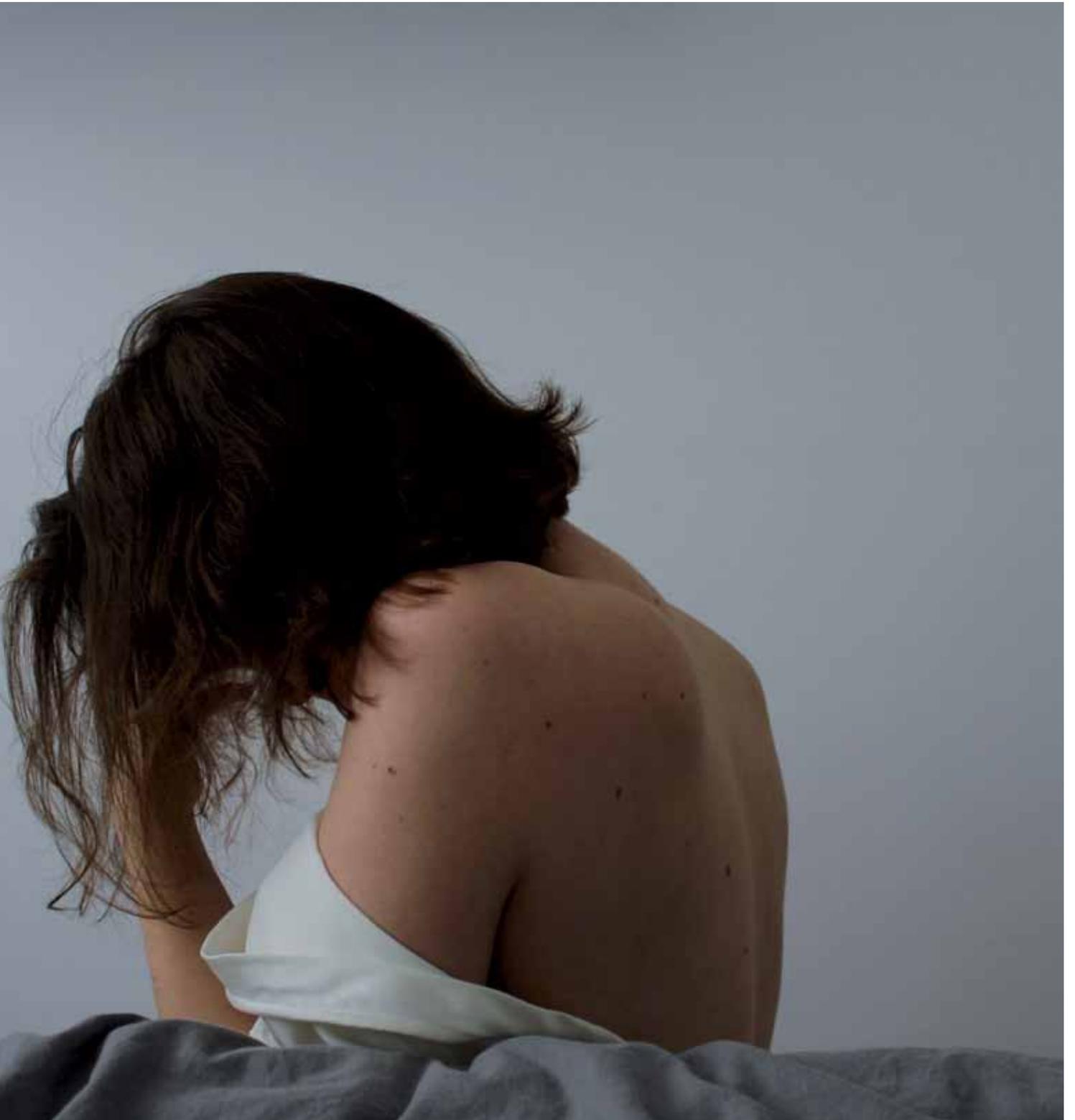
Babsi ist eine Freundin von mir, wir haben uns vor zwei Jahren beim Bundesfreiwilligendienst kennengelernt. Die oben beschriebene Szene – eine von vielen ähnlichen aus der letzten Zeit – hat sie mir kürzlich erzählt. Dass Babsi tatsächlich einen anderen Namen trägt und zu dieser Geschichte nicht erkennbar im Foto auftreten möchte, soll hier keine Rolle spielen. Viel wichtiger ist: Sie ist mit ihrer Krankheit nicht allein. Hier soll deshalb erzählt werden, was Mager sucht beziehungsweise eine Essstörung für Betroffene bedeutet. Und es soll beschrieben werden, wie meine Freundin

Babsi ausgerechnet inmitten von Corona offenbar einen Ausweg gefunden hat, damit besser umgehen zu können.

In Deutschland leiden 2,4 bis vier Millionen Menschen an einer Essstörung. Die Auslöser für solch eine Krankheit sind meist nicht eindeutig feststellbar, in den meisten Fällen spielen mehrere Faktoren eine entscheidende Rolle. Babsi hatte als unterernährtes Frühchen die Welt betreten, ihre Eltern sorgten sich fortan täglich, dass sie genügend aß. Vom unterernährten Kleinkind wuchs sie zu einem Teenager mit Normalgewicht heran und empfand sich plötzlich, besonders im Vergleich zu ihren Freundinnen, als zu dick. Mit dreizehn begann sie, Workouts zu machen – Sport, der leicht zu Hause betrieben werden kann – und gewisse Lebensmittel zu vermeiden. Damals kam erstmals der Gedanke auf, abnehmen zu wollen.

Ein weiterer entscheidender Faktor bei Babsi war, dass 2015 erstmals Depressionen auftraten; ausgelöst durch die Pille, die sie täglich einnahm. Aufgrund





Von Magersucht Betroffene leiden unter der Situation und benötigen Hilfe. Beide Fotos zu diesem Text zeigen »Babsi« und wurden uns von ihr zur Verfügung gestellt.

ihrer Kraftlosigkeit begann sie, immer weniger zu essen. Die Depressionen machten es ihr schwer, Gefühle zu entwickeln, ob Freude oder Trauer. In ihrer Taubheit entdeckte sie jedoch ein Gefühl, dass sich ständig meldete: der Hunger. Ungefähr 2017 wurde ihr klar, dass sie an einer Essstörung erkrankt ist. Ihr Körper versuchte ihr mitzuteilen, dass er dringend Nährstoffe benötigte. Für Babsi war dieses Gefühl von Hunger ein Glücksmoment. Sie wollte fühlen, also wollte sie hungern.

Von Magersucht Betroffene

benötigen Hilfe und Unterstützung. Wenn Angehörige oder Freunde den Verdacht haben, dass bei einer Person eine Essstörung vorliegen könnte, sollten sie mit ihr verständnisvoll darüber sprechen. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung informiert über das Info-Telefon (02 21) 89 20 31.

Betroffene leiden unter der ständigen Angst, zuzunehmen oder dick zu sein. Daher wird die Nahrungsaufnahme stark kontrolliert. Viele Betroffene führen auch bestimmte Rituale ein. Sie zählen die zu sich genommenen Kalorien, essen besonders langsam oder halten sich an einen bestimmten zeitlichen Essensplan.

Babsi hat mir erzählt, wie ihr Essverhalten in der schlimmsten Zeit aussah. Sport war ein absolutes Muss, um weiter abzunehmen. Sie ist sehr oft schwimmen gegangen, zählte dabei die Runden und rechnete sich danach aus, wie viele Kalorien sie verbrannt hatte. Sie erlaubte sich nur, diese verbrannten Kalorien mit der Nahrung wieder aufzunehmen, über den gesamten Tag verteilt.

Doch ein Körper verbraucht am Tag und nachts ständig Energie, um wichtige Lebensfunktionen wie den Herzschlag, die Atmung, die Verdauung und die Gehirntätigkeit aufrechtzuerhalten. Dabei ist die Energie also auch im Ruhemodus schon entscheidend, selbst für den Gang zum Kühlschrank wird weitere Energie

benötigt. Da Babsi ihrem Körper aber nie genügend Kilokalorien zugeführt hatte, zeigte der erste Reaktionen. Ihre Haut wurde trocken und blass. Babsi hat viel gefroren in dieser Zeit, vom Zittern tatsächlich sogar Verspannungen erlitten.

Bis heute spürt sie daher noch eine Taubheit in ihren Fingerspitzen. Ihre Haare wurden struppig und glanzlos, ihre Nägel brüchig. Ihr Körper schien nur noch eine Hülle zu sein und kein lebendiger Organismus mehr. Sie habe häufig das Gefühl gehabt, in einem geistigen Nebel zu stehen, beschreibt sie heute ihre damalige Selbstempfindung. Ihr Gehirn verarbeitete die Dinge nicht mehr wirklich, alles schien wirt zu sein. Keinen klaren Gedanken konnte sie fassen.

Doch der ständige Selbsthass war größer. Der krampfhaft Gedanke daran, abzunehmen, begleitete sie wie ein Schatten durch ihren Alltag.

Solche Essstörungen entstehen vor allem auch in Umbruchsituationen, die Corona-Pandemie ist wohl das beste Beispiel dafür. In dieser Zeit wurden besonders bei Kindern und Jugendlichen deutlich mehr Fälle von Essstörungen festgestellt. Bei meiner Freundin Babsi war es zum Glück genau andersrum. Jedenfalls hat sie das so für sich wahrgenommen. Dass sie nämlich die Pandemie nutzen konnte, um sich selbst aus dem Teufelskreis Magersucht herauszuziehen.

Und das kam so: Ungefähr zum Ausbruch der Pandemie war sie zum Studium aus einer schleswig-holsteinischen Kleinstadt nach Ostdeutschland gezogen, in die erste eigene Wohnung, mit einem neuen Freundes- und Bekanntenkreis. Und sie hatte plötzlich weniger Verpflichtungen und viel Zeit, um über sich nachzudenken. Das alles, sagt sie, habe ihr geholfen, mit der Essstörung besser als vorher umgehen zu können.

Natürlich ist es grundsätzlich immer wichtig, dass Betroffene sich professionellen Rat und Unterstützung holen beim Umgang mit dieser Krankheit. Auch Babsi hat dies getan, ab 2017 war sie für zwei Jahre in therapeutischer Behandlung. Aus ihrer subjektiven Sicht hat ihr in der neuen Umgebung aber auch der Denkanstoß einer Freundin geholfen, worauf Babsi

sich anschließend ausführlich informierte über normales Essverhalten und die wichtigen Nährstoffe, die ein Körper täglich benötigt. Und sie begann zu kochen und entdeckte so ein neues Hobby: sich selbst Essen zuzubereiten, und seien es nur frittierte Kartoffelecken. So nahm sie sich zwischen den Uni-Seminaren extra Zeit für das Essen und integrierte es bewusst in ihren Tagesablauf. Sie zwang sich dazu, mehr und ausgewogener zu essen und ihre Kalorieneinnahme zu erhöhen.

Mittlerweile ist ein knappes Jahr vergangen und der Kampf gegen die Magersucht noch lange nicht beendet. Und Babsis Weg kann bestimmt nicht für alle Betroffenen der richtige sein. Doch sie scheint sich in eine gute Richtung zu bewegen. Noch heute gibt es schlechte Tage, an denen sie kaum etwas isst. Aber der erste Schritt beginnt wohl bei der eigenen Einstellung. Menschen, denen man sich anvertrauen kann, sind dabei sehr wichtig, erzählt Babsi.

Babsi berichtet mir, dass sie ein neues Gespür für ihren eigenen Körper entwickelt hat und ihn nun viel besser versteht. Sie weiß mittlerweile, wie es ihm geht oder was er gerade benötigt. Sie hat es geschafft, in einer weltweiten Krise ihrer Krankheit den Kampf anzusagen. Vielleicht kann sie für Menschen, die Ähnliches durchmachen, ein Vorbild und eine Inspiration sein.

NELE STEHR, 19. Studiert Deutsch und Empirische Sprachwissenschaft. Möchte eventuell in den Journalismus.





Der Kampf gegen die Magersucht ist noch lange nicht beendet. Doch »Babsi« begann während der Pandemie, sich langsam aus dem Teufelskreis Essstörung zu lösen.

Ganz schön kuschelig

Etwa die Hälfte der Erwachsenen besitzt mindestens ein Stofftier. Gerade jetzt in der angsterfüllten Corona-Zeit können die ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit vermitteln

TEXT: JESPER OHM

Ob ich mit ihm über Kuscheltiere sprechen könne, wollte ich in einer ersten Mail von Hartmut Körber wissen. »Ja, können wir gerne machen«, schrieb er zurück, »für uns sind das aber 'Stofftiere'. Kuscheltiere und Plüschtiere gibt es nur auf dem Rummel.« Ich musste schmunzeln über die Antwort, dahinter könnte also doch eine Geschichte stecken. Denn wer sollte sich zu diesem Thema besser auskennen als Hartmut Körber, 56 Jahre alt, Chef des Handwerksbetriebes Stofftiere-Körber in Schleswig und seit bald vierzig Jahren im Gewerbe.

Knapp die Hälfte aller Erwachsenen in Deutschland besitzt laut einer repräsentativen Umfrage Kuscheltiere, Pardon: Stofftiere, hatte ich kürzlich gelesen, Frauen etwas häufiger als Männer. Auch ich habe in meinem Leben und bis heute schon viel mit diesen Knuddelwesen zu tun gehabt, wenn auch während der Kindheit mehr als jetzt. Stofftiere simulieren Nähe, Wärme und Geborgenheit. Jetzt, in einer durch Corona geprägten Zeit, in der physische Begegnungen nur sehr stark eingeschränkt möglich sind, kommt dem noch einmal eine ganz besondere Bedeutung zu. Oder, wie ein Mitarbeiter eines großen Stofftierproduzenten in einer Zeitung zitiert wurde: »Menschen suchen jetzt die Nähe eines Stofftiers, um fehlende körperliche Nähe zu kompensieren.«

Doch bevor ich gleich beschreibe, welche Bedeutung Stofftiere in meinem Leben und dem von Freunden und Freundinnen haben, möchte ich wissen,

wo diese geliebten und weichen Lebensbegleiter eigentlich herkommen. Also auf zu einem der Produzenten, zu Hartmut Körber nach Schleswig. Für das Interview treffe ich ihn in seiner Werkstatt. Gerade ist er dabei, einem Stoffpferd den letzten Schliff zu verpassen. Freundlich empfängt er mich, arbeitet aber bald ungestört weiter und erzählt mir seine Handwerks Geschichte.

Als 18-Jähriger hatte er seinen ersten Stand auf einem Kunsthandwerkermarkt betrieben. Das Handwerk hatte er von seiner Mutter gelernt. Das Geschäft lief gut, Körber expandierte in den nächsten Jahren. Er hatte Läden in Schleswig und Husum und belieferte Kunden in ganz Deutschland. Bald fragten auch Interessenten mit Großaufträgen an, die Körber natürlich nicht allein bewältigen konnte. Deshalb überlegte er, in Asien produzieren zu lassen.

Körber reiste nach Vietnam, um einen Produktionsort zu suchen. Doch als er dort die Arbeitsverhältnisse und die jungen Menschen sah, die für ihn arbeiten sollten, fasste er einen Entschluss: »Nee, ohne mich! So was mach ich nicht.« Seitdem konzentriert er sich auf seine kleine Werkstatt in Schleswig. Er arbeitet regional, bei der Produktion ist ihm wichtig, dass sowohl die Kunden als auch er selbst zufrieden sind.

Kunsthandwerker- und Weihnachtsmärkte sind jetzt seine Welt, auf denen er jedes Jahr seine Stofftiere verkauft. Wo bei: Im vergangenen Jahr und auch noch für eine ungewisse zukünftige Zeit ist

das nicht möglich. Trotzdem schwärmt er mit einem Leuchten in den Augen von der Atmosphäre, die in früheren Jahren zu Weihnachten beispielsweise am Heiligen-Geist-Kunsthandwerkermarkt in Lübeck geherrscht hat. Wenn Hunderte Kunsthandwerker aus ganz Europa zusammenkommen, sei dies schon was ganz Besonderes. Er beschreibt es, als wäre dies sein zweites Zuhause.

Seine Kunden sind nicht nur Kinder mit ihren Eltern und Großeltern. Etwa die Hälfte sind Erwachsene, schätzt Körber: »Mit dem Alter ändert sich nur das Tier.« Anstelle des Teddys wird ein Bison oder Igel bevorzugt, kuschelig bleibt das Stofftier aber in jedem Fall.

Und nun zu mir. Denn als Kind habe ich wie erwähnt viele Stofftiere besessen, auch wenn wir sie Kuscheltiere nannten. Je mehr, desto kuscheliger, das war die Einstellung. Als ich etwa zehn war, lebte ich mit meinen kleinen Schwestern in einem Berg aus Kuscheltieren. Die Betten waren voll mit ihnen, die wir über die Jahre zusammengesammelt hatten. Auch die schon älteren Stofftiere unserer Eltern sackten wir ein und fügten sie zu unserem Kuscheltierberg hinzu. Auf dem ließ es sich hervorragend herumtoben oder gemütlich entspannen.

Mit der Zeit wurden es weniger, man selbst wurde größer. Nicht zu alt, nur größer. Man wachte morgens das eine oder andere Mal verkrampft auf, weil sich über Nacht wieder zwei Kuscheltiere in den Rücken gebohrt hatten. Die Konkurrenz um den Platz im Bett war groß.



Klar, Kinder lieben Stofftiere. Aber auch die Hälfte der Erwachsenen besitzt mindestens eines. In Zeiten wie jetzt, wo physische Begegnungen stark eingeschränkt sind, kann das helfen.

So sortierten sich die weniger wichtigen Tiere aus und die wertvollsten blieben. Der Lebensraum Bett erlebte also ein kleines Artensterben, bei mir blieb nur der letzte seiner Art – mein Teddy. Den hatten meine Großeltern mir zu meiner Geburt geschenkt, seither begleitet er mich auf meinem Lebensweg.

Für mich gilt also, was für die Hälfte der Bevölkerung auch gilt: Mit einem Stofftier kuscheln tut Geist und Körper gut, ganz besonders auch jetzt in der Corona-Zeit. Stofftiere vermitteln das Gefühl von Zuhause, in stressigen Zeiten können sie auch einen besonders beruhigenden Einfluss auf Menschen ausüben. Trotzdem fragte ich mich früher oft, was Freunde oder Partner wohl sagen könnten, wenn sie davon erführen. Sie fänden mich bestimmt merkwürdig, war bislang jedenfalls mein Gedanke. Umso mehr staunte ich, als ich mich für diesen Arti-

kel im Freundeskreis erkundigte. Denn bei vielen ist es ganz ähnlich, auch sie haben Stofftiere und genießen das.

Zum Beispiel Paula (Vorname verändert). Die 23-Jährige besitzt ein Zebra namens Frida. Als Achtjährige hatte sie es sich zusammen mit ihrer Mutter gekauft. Stolz erzählt sie mir, dass Frida sogar ein Stoffherz besitzt, das extra mit »eingesetzt« worden war. Frida bekam eine eigene Lebensgeschichte, seitdem teilen die beiden ein Bett und sind verschworene Kuschelpartner. Außerdem erzählt Paula, dass Freunde, die bei ihr übernachten, sich nicht über Frida lustig machen. Vielmehr kuscheln sie vereinzelt sogar selbst damit. Für Paula weckt Kuschelzebra Frida heute nicht nur Erinnerungen an die Kindheit, sondern vermittelt auch das Gefühl von Sicherheit und Wohlfühlen.

Mein Teddy und Paulas Frida haben sich ihre Plätze wacker erkämpft und bis

heute behauptet. Genau deshalb bleiben sie mit Stolz an ihren Plätzen. Schön, dass es Hersteller wie Hartmut Körber aus Schleswig gibt.

JESPER OHM, 23. Studiert Politik- und Geschichtswissenschaft und möchte später als Medienberater arbeiten.



Plötzlich alles anders

Wie geht das, in Zeiten von Corona Abitur zu machen?

Zwei Abiturienten erzählen

TEXT UND FOTOS: JANA KNOBELSDORF

Das vergangene Jahr hatte es ihnen nicht gerade leicht gemacht. Mats Molsner und John Ekrot, beide 2020 frisch achtzehn geworden, gehen in die 13. Klasse der Gemeinschaftsschule in Reinbek im Kreis Stormarn und wollen in diesem Jahr 2021 ihr Abitur machen. Der Plan der beiden war, nach dem Abitur erst einmal zusammen die Welt zu erkunden, vieles einmal sehen, danach sollte es dann ins Studium gehen. Was, da sind sich beide noch unsicher – vielleicht BWL oder Sportwissenschaften. Und ob es in nächster Zeit auch tatsächlich zu der Weltreise kommen wird, ist wie so vieles in diesen Zeiten unsicher.

In dieser Geschichte soll es darum gehen, was es bedeutet, in einer durch eine Pandemie geprägten Zeit das Abitur zu machen. Gerade in der Anfangszeit von Corona musste sich die Schule schnell

verändern, neue Konzepte mussten her und auch der Schulalltag der Schüler musste sich stark verändern. Konkret: Der Unterricht musste schnell digitalisiert werden. Besonders der Abiturjahrgang hatte und hat immer noch mit den sich ständig wechselnden Corona-Maßnahmen zu kämpfen, da für sie in diesem Monat März die Abiturprüfungen anstehen.

»Auf einmal kam die Meldung, dass wir nur noch teilweise Präsenzunterricht haben«, erinnert sich Mats an den März des vergangenen Jahres. »Wir wurden systematisch in die Schule geführt, es wurde darauf geachtet, dass sich alle die Hände desinfizieren, dass man nicht krank ist und auch, dass man mit Abstand die Klasse betritt.« In allen Räumen seien die Böden abgeklebt gewesen, jeder zweite Sitzplatz habe wegen der

Abstandsregeln nicht besetzt werden dürfen. Im Unterricht hätte man zwar die Masken abnehmen dürfen, aus Solidarität zu den Mitschülern habe man sie aber durchgehend aufbehalten.

Mats und John sind sich einig: Hybridunterricht wäre die beste Lösung

Von einem »beklemmenden Gefühl« spricht Mats, wenn er sich an diese Zeit erinnert. Und davon, dass es anstrengend gewesen sei und Gewöhnung bedurfte, so dem Unterricht zu folgen. Man habe öfter Kopfschmerzen gehabt und sich auch schneller erschöpft gefühlt. Kurz vor den schriftlichen Vorabiturprüfungen, die im November hätten sein sollen, seien zwei Corona-Fälle im Jahrgang bekannt geworden, weshalb der komplette Jahrgang in Quarantäne kam und das erste Mal von zu Hause aus gelernt werden musste. Das Vorabitur musste in den Dezember verschoben werden.

Sein Freund John sagt: »Wir haben damals nicht verstanden, warum die Schulen noch offen waren. Privat durfte man sich nur mit einer weiteren Person aus einem anderen Haushalt treffen. Aber dass in der Schule teilweise mehr als 30 andere Haushalte in einem Raum sitzen, das wollte keiner wahrhaben.« Er habe sich nur gewundert, dass sich unter diesen Bedingungen nicht schon vor den beiden



Jetzt muss man sich noch ein paar Schüler vorstellen vor und neben den Plexiglasscheiben – und schon ahnt man, unter welchen Bedingungen eine Englischprüfung stattfand.

Corona-Fällen jemand infiziert hat. Einer der beiden Betroffenen sei ein Freund von ihm gewesen. »Er hat mir erzählt, wie es ihm dabei ging, und das war nicht schön zu hören. Er hat sich Vorwürfe gemacht und hätte sich natürlich auch verantwortlich dafür gefühlt, wären andere Mitschüler angesteckt worden«, sagt John. Ohne Präsenzunterricht hätte diese Gefahr erst gar nicht bestanden.

Wie schwierig das Thema mit all seinen Facetten ist, macht daraufhin Mats deutlich. Er spricht das Homeschooling an, das sich mit dem Präsenzunterricht abwechselte. Durch das Homeschooling habe ihm »total der Bezug zum Lehrer gefehlt. Ich habe mich teilweise hilflos gefühlt und auch unvorbereitet auf das Vorabitur«. Man sei zwar thematisch vorbereitet worden und habe Aufgaben bekommen, aber wenn komplexere Fragen auftauchten, dann habe einfach der persönliche Kontakt gefehlt.

Mats erzählt von Videokonferenzen, an denen er und sein Freund John in ihrem gemeinsamen Profulfach Wirtschaftspolitik, kurz WiPo, teilnahmen. Das habe gut funktioniert, man habe Aufgaben bekommen und der Lehrer habe während der gesamten Bearbeitungszeit für Fragen online zur Verfügung gestanden. In einigen anderen Fächern sei diese Art des Arbeitens »ein bisschen untergegangen«. Ein Grund: Auch einige Lehrer hätten sich erst reinfuchsen müssen in die digitale Technik, die Umstellung sei ja sehr plötzlich gekommen. Ihre Schule sei zwar in Sachen Digitalisierung schon sehr weit, aber erst nach dem Schulentwicklungstag im Dezember habe alles besser funktioniert. Dennoch denkt Mats, dass Homeschooling ein gangbarer Weg ist.

Wie für alle Achtzehnjährigen ist natürlich auch für Mats und John Schule allein nicht alles. In dem Alter möchte man auch privat aufregende Dinge erleben, möchte die Wochenenden auf Partys und Konzerten verbringen, in den Ferien Festivals besuchen.

Dies war jedoch alles schlichtweg nicht möglich, sie konnten lediglich allein zu Hause Netflix schauen. Corona machte ihnen einen Strich durch die Rechnung



Mit und ohne Masken: Die Schüler John (Reihe oben) und Mats.

auch bei den schönen Dingen, die zum Abituralter gehören.

Apropos Party: »Es wird bei uns keinen Abiball geben«, sagt Mats. Man habe eine kleine Gratulationsfeier bei der Zeugnisvergabe geplant, mehr sei leider nicht möglich. Auf den Abiball habe man sich lange gefreut, viele hätten darauf als eine Art Ziel hingearbeitet. Dass der Abschlussball nun ausfallen muss, sei »echt traurig«, aber so seien im Moment nun mal die Bedingungen.

Eine Frage noch an die beiden Abiturienten: Welche Unterrichtsform halten sie im Moment für die am besten geeignete? John und Mats sind sich an dieser Stelle einig: Hybridunterricht halten sie für die beste Lösung, nämlich im Wechsel Präsenzunterricht und Unterrichtung über Videokonferenzen. Die Aufteilung der Kohorten auf bestimmte Wochentage würde die Ansteckungsgefahr minimieren, auch eine Vermischung der Kohorten wäre so nicht mehr möglich.

Ein enges Familienmitglied von Mats gehört zu den Risikopatienten, durch diese Art von Unterricht würde er für seine Angehörigen ein geringeres Ansteckungsrisiko darstellen und sie besser schützen können. Mats und John sind überzeugt:

Mit dieser Art von Unterricht könnte alles besser geplant werden. Und es wäre sowohl für sie als Schüler wie auch für die Lehrer einfacher. Bleibt abzuwarten, wie sich Corona weiterentwickelt und wie der Unterricht in Zukunft gestaltet wird.

Für Mats und John gilt: Trotz der unglücklichen Umstände fühlen sich beide recht gut vorbereitet auf ihre Abiturklausuren und blicken positiv in die Zukunft. Und vielleicht klappt es irgendwann ja auch noch mit der gemeinsamen Weltreise.

JANA KNOBELSDORF, 23. Studiert Soziologie und Germanistik und möchte in den Journalismus. Die Protagonisten ihrer Geschichte kennt sie aus der Gemeinschaftsschule Reinbek, in der sie in normalen Zeiten neben ihrem Studium als Unterstützungskraft tätig ist.



Helden mit Masken

Nicht jeder kann in Pandemiezeiten im Homeoffice arbeiten. Pflegekräfte sind in den Kliniken enormen Belastungen ausgesetzt mit Auswirkungen bis weit in den privaten Alltag, wie unsere Autorin aus dem eigenem Umfeld weiß

TEXT: LAETITIA WENDLAND

Seit einem Jahr müssen wir alle unseren Alltag umstellen, müssen Kompromisse eingehen und oft auch zurückstecken. Während seither für die einen der private Wohnraum zum Arbeitsplatz geworden ist, sind andere weiterhin an ihrem ursprünglichen Arbeitsplatz gefragt, oft mehr als zuvor. Pflegekräfte in Krankenhäusern beispielsweise gehören dazu, all die vielen Helden mit Masken. Wie verändert eine solche Pandemiezeit also nicht nur deren Arbeitsalltag, sondern auch den privaten Alltag? Darum soll es in dieser Geschichte gehen.

Erzählen will ich sie am Beispiel von Frank Sieberns. Der 57-Jährige ist am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) pflegerischer Zentrumsleiter für die Anästhesiologie und Intensivmedizin mit insgesamt zwölf Intensivstationen. Außerdem leitet er dort den OP-Funktionsdienst. Nicht genug: Im Frühjahr 2020 hatte er sich zusätzlich entschieden, per Fernstudium an einer Fachhochschule noch mit seinem Master in Personalentwicklung anzufangen. Ich kenne Frank sehr gut, er ist der Vater meines Freundes; zusammen mit Franks Freundin, die auch im Gesundheitsbereich arbeitet, leben wir vier zusammen in einem Haushalt. So viel sei schon jetzt gesagt: Unterschiedlicher könnten unsere Alltage im Moment wohl kaum sein als der von Frank und der von mir, die ich zur Zeit



Frank Sieberns ist pflegerischer Zentrumsleiter am UKE Hamburg und während der Pandemie besonderen Belastungen ausgesetzt. Zum Schlagzeugspielen in seiner Punk-Metal-Band kommt er im Moment natürlich auch nicht.

nur online an der Kieler Uni studieren kann.

Ich treffe Frank an einem Nachmittag per Facetime. Wir spazieren virtuell ein wenig über das weitläufige Gelände, Frank ist bereits seit halb fünf Uhr am Morgen wach, sein normaler Rhythmus montags bis freitags. Welche Aufgaben ihn an einem Tag erwarten, wann er nach Hause kommt, das weiß er vorher

nie so genau. Seit Corona arbeitet er länger als üblich. Das erste, was er morgens im Krankenhaus macht, ist, mit seinen Assistenten zu besprechen, was am Tag alles ansteht. Danach geht es los.

Obwohl er ein eigenes Büro hat, sei er immer mindestens drei Viertel seiner Arbeitszeit unterwegs, meistens neun Kilometer am Tag, erzählt er mir. Seit Corona würden aber mehr Online-Kon-

ferenzen durchgeführt werden. »Ich bin sehr dankbar für die heutige Technik, sie macht uns vieles einfacher«, sagt Frank. Sein Telefon ist ständig auf laut gestellt, damit seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihn immer erreichen können, sogar am Wochenende. Das macht es ihm manchmal schwer, abzuschalten, wenn er zu Hause ist. Dazu später mehr. Diese ständige Erreichbarkeit müsse in einer Zeit wie dieser aber sein, sagt er. Und wie zum Beweis klingelt erneut sein Telefon, nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal an diesem Tag.

Frank ist seit 30 Jahren im Job, aber eine globale Pandemie wie Corona hat auch er noch nicht miterlebt. Für 800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist er am UKE verantwortlich. »Die erste Welle im vergangenen Frühjahr war stressig«, meint er, »aber mittlerweile verstehen wir das Virus besser und konnten uns dadurch besser auf die zweite Welle vorbereiten.« 28 zusätzliche Vollzeit-Kräfte gibt es inzwischen auf den zwei Corona-Intensivstationen und 40 bis 50 zusätzliche Vollzeit-Kräfte in der Klinik für Intensivmedizin insgesamt. Dies bedeutet gleichzeitig mehr Verantwortung für Frank, weil er zusätzlich auch dieses Personal steuern muss.

Wir treten virtuell in das UKE-Gebäude ein und machen uns auf den Weg in sein Büro. Das Handy hat Frank dabei immer in der Hand. Auf dem Weg blödet er ein wenig mit Mitarbeitern rum, sie wirken fast beschwingt. Sein Büro überrascht mich, es ist persönlicher eingerichtet als gedacht. In einer Ecke stehen Schlagzeug-Trommeln, zusammen mit drei weiteren Mitarbeitern des UKE spielt Frank in einer Punk-Metal-Band, jedenfalls in Zeiten ohne Corona.

An der Wand hängen Zeichnungen von ihm, die er in Online-Konferenzen nebenbei gefertigt hat. Früher wollte Frank Kunst studieren, sein erstes Auto, eine Ente, habe er über den Verkauf ei-

gener Ölbilder finanziert, erzählt er mir stolz. Außerdem liegt auf dem Tisch ein Trikot seines Lieblingsfußballvereins 1. FC Köln, das er von einem seiner Assistenten geschenkt bekommen hat.

Bei allem Stress auf der Arbeit – seine Kollegen und er würden sich von Corona nicht den Humor nehmen lassen, erzählt er mir. Neulich hätten sie sich lustige Sprüche zum Umgang mit der Pandemie ausgedacht, zum Beispiel: »Von Weitem siehst du gut aus.« Oder: »Corona kennt keine Grenzen«. Trotzdem sei das Abschalten nach der Arbeit nicht leicht für ihn.

Sein Lebensrhythmus habe sich verändert seit Corona, erzählt er mir. Von montags bis freitags, von morgens bis abends sei nur dieses eine Thema in seinem Kopf, in der raren Freizeit könne er derzeit nicht viel unternehmen. Mal ins Kino gehen oder in ein Restaurant? Selbst außerhalb eines Lockdowns für ihn im Moment nicht möglich. In der Zeit vor Corona ist er drei- bis viermal die Woche morgens um sechs vor Arbeitsbeginn rudern gewesen. Lange her und in Lockdown-Zeiten nicht erlaubt.

Als Ausgleich für seinen stressigen Alltag hat Frank nun angefangen, jeden Tag allein Ausdauertraining zu machen, meistens einmal vor und nach der Arbeit. Und einmal die Woche macht er Kampfsport, da kann er alles rauslassen. »Stressreduktionsmaßnahmen« nennt er diese Aktivitäten, sie seien auch wichtig für das Familienleben zu Hause. Denn ihm ist bewusst, dass ihn seit Corona im privaten Alltag Dinge nerven, die eigentlich banal sind, ein unaufgeräumter Teller zum Beispiel oder wenn niemand den Müll rausgebracht hat. Die ständige Erreichbarkeit und lange Arbeitszeit führen bei ihm zu einer gewissen Reizbarkeit, welche ich auch selber miterlebe. Vor allem anfangs sei sein Verhalten anderen gegenüber nicht immer fair gewesen, meint Frank selbstkritisch, aber jetzt

in der zweiten Welle könne er besser mit dem Stress umgehen, weil er sich darauf einstellen konnte.

Mein Freund und ich haben unseren ganz eigenen Rhythmus, für uns sind Banalitäten wie nicht weggeräumte Teller ohne große Bedeutung, so wie für viele andere Menschen auch nicht. Aber natürlich müssen wir unseren Alltag immer genau mit dem von Frank und seiner Freundin abstimmen, beispielsweise wenn wir das Wohnzimmer für uns haben wollen. Wenn Frank und seine Freundin abends nach Hause kommen, haben sie immer den Vortritt. Haushaltstechnisch gibt es klar verteilte Aufgaben, welche akkurat ausgeführt werden müssen. Dies war eine große Umgewöhnung für mich im Vergleich zum Zusammenleben früher mit meinem Vater, welcher einen wesentlich entspannteren Alltag hat. Aber da war auch noch kein Corona.

Es ist nicht immer leicht, alles unter einen Hut zu bekommen, aber solange Absprache und Kommunikation stimmen, funktioniert es, wie in so vielen Bereichen des Lebens. Niemand ist perfekt, aber nach dem Einblick in Franks Berufsalltag kann ich mich definitiv besser in ihn und andere Menschen mit ähnlich systemrelevanten Jobs hineinversetzen und nachvollziehen, dass Arbeitsstress nicht immer nur auf der Arbeit bleibt. Sondern manchmal auch den privaten Alltag beeinflusst.

LAETITIA WENDLAND, 19. Studiert Anglistik und Deutsch und möchte Richtung Journalismus gehen.



»Hauptsache, ich kann euch sehen«

Junge Menschen kommen mit den derzeitigen Einschränkungen des Alltags meist einigermaßen klar. Doch wie erleben Alte die Situation? Unsere Autorin hat darüber mit ihrer 86-jährigen Oma im Altenheim gesprochen

TEXT UND FOTOS: ANTONIA BESTE

Mit dem ersten Corona-Lockdown änderte sich unser aller Alltag schlagartig. Für mich als junge Studentin bedeutete das: Studium nur noch als Onlinelehre, Begegnungen mit Freundinnen und Freunden allein per Videochat. Mit Smartphone und Internetzugang war und ist das für mich einigermaßen umzusetzen. Doch meine Sorge galt sofort alten Menschen wie meiner Oma Luzia. Wie würde sie mit den gewaltigen Einschränkungen zurecht kommen?

»Vor einem Jahr konnte ich meine Oma das letzte Mal in den Arm nehmen«

86 Jahre alt ist meine Oma, seit zwei Jahren lebt sie in der Nähe von Göttingen in Niedersachsen in einem Alten- und Pflegeheim. Unter normalen Umständen bekam sie dort fast jeden Tag Familienbesuch, wurde für Ausflüge

abgeholt und nahm an Freizeitaktivitäten im Heim teil. All das war vor einem Jahr plötzlich nicht mehr möglich. Und meine Oma hat weder ein Handy noch einen Computer, nur ein Festnetztelefon mit Schnur. Für eine Person ihres Alters ist das zwar nicht gerade ungewöhnlich, aber in Zeiten von Corona definitiv unpraktisch. Für diesen Artikel habe ich mich mit meiner Oma über ihren Alltag und ihre Gefühle in dieser schwierigen Zeit unterhalten.

Zwischen März und Mai des vergangenen Jahres durfte meine Oma keine Besuche empfangen, weder aus unserer Familie noch von anderen Menschen. Auch ich durfte sie mehr als drei Monate lang nicht besuchen, erst seit vergangener Juni geht das wieder. Das letzte Mal in den Arm nehmen konnten wir uns vor knapp einem Jahr. Denn die Angst vor einem Corona-Ausbruch im Heim war groß. Diese Zeit ohne Besuche war natürlich nicht einfach. Sie selbst und auch die meisten anderen Heimbewohner seien sich aber bewusst gewesen, dass viele von ihnen eine Corona-Infektion aufgrund ihres hohen Alters und verschiedener Vorerkrankungen entweder gar nicht oder nur

schwer überstehen würden, sagt meine Oma.

Das Besuchsverbot und die Reduzierung der Interaktionen im Heim selbst seien in der ungewissen Anfangszeit die beste Lösung gewesen, auch wenn das ständige Alleinsein schwer war. Anstatt gemeinsam im Speisesaal zu essen, bekamen die meisten Bewohner ihr Essen nun direkt aufs Zimmer gebracht. Auch die Freizeitangebote wie Singen, Spielen oder Gymnastik wurden vorerst eingestellt, um engen Kontakt so gut wie möglich zu vermeiden.

So verbrachte meine Oma den ganzen Tag in ihrem Zimmer, las Zeitung und schaute Nachrichten, um sich auf dem neuesten Stand zu halten. Doch manchmal ist ihr sogar das zu langweilig geworden. »Dann habe ich stundenlang aus dem Fenster geguckt und die Vögel beobachtet«, erzählt sie. Nur an Sonntagen gab es etwas Abwechslung beim Gottesdienst in der heimeigenen Kapelle. Auch ihre zahlreichen Fotoalben mit Familienfotos konnten sie etwas ablenken und auf andere Gedanken bringen. Denn es war vor allem der wenige Kontakt zur Familie, der ihr zu schaffen machte.



»Wochenlang kein Besuch hat mir Angst gemacht«, sagt die Mutter unserer Autorin (re.). Inzwischen darf Oma Luzia wie hier wieder von Angehörigen besucht werden, wenn auch mit Maske.



Blick aus dem Fenster: »Manchmal habe ich aus meinem Zimmer nur stundenlang nach draußen geguckt und die Vögel beobachtet«, sagt Oma Luzia.

Regelmäßige Anrufe konnten sie zwar etwas aufheitern, aber lange Telefonate sind für sie mittlerweile anstrengend. Dass sich die Kommunikation mit meiner Oma so mühsam gestaltete, war vor allem für meine 56 Jahre alte Mutter – die übrigens wie meine Oma auch Luzia mit Vornamen heißt – besorgniserregend, vor allem weil sie in Hamburg und somit nicht in der Nähe ihrer Mutter lebt. Als Tochter machte sie sich besonders große Sorgen auch um den mentalen Zustand ihrer Mutter, meiner Oma.

Denn auch unabhängig von Corona ist das Älterwerden nicht immer leicht, meine Oma vermisst das Leben auf ihrem mittlerweile stillgelegten Bauernhof. Dort gab es nie einen langweiligen Tag, selbst als Rentnerin hatte sie immer viel um die Ohren. Und jetzt im Alter fällt es ihr zunehmend schwer, beim Sprechen die richtigen Worte zu finden. »Wenn sie wochenlang keinen Besuch bekommt, kann sich ihr Sprachvermögen ja eigentlich nur verschlechtern, und das macht mir Angst«, sagt meine Mutter.

Die Erleichterung in meiner Familie war natürlich groß, als im Frühsommer das Besuchsverbot aufgehoben wurde und das Heim ein Konzept für sichere Besuche mit Abstand, Maske und seit Jahresende auch mit Schnelltest aufstellte. Wieder regelmäßig Besuch zu bekommen, gibt meiner Oma nun neue Kraft und Hoffnung. Dass wir Besucherinnen und Besucher nun Abstand halten und Maske tragen müssen, stört sie nicht. »Hauptsache ich kann euch sehen und mit euch reden. Meine Augen sind ja noch gut! Ich erkenne euch auch mit Maske«, antwortet sie beinahe empört auf meine Nachfrage.

Ein weiterer Lichtblick für meine Oma ist, dass seit dem Herbst einige der Freizeitbeschäftigungen wieder stattfinden und somit immerhin innerhalb des Heims etwas Normalität eingekehrt ist. Eine Normalität, über die sie sich angesichts der Corona-Ausbrüche in vielen anderen Alten- und Pflegeheimen sehr glücklich schätzt. In ihrem Heim gab es bis zum Zeitpunkt des Schreibens dieses Textes erst einen positiven Test, der sich zur Erleichterung aller schnell als falsch-positiv herausstellte.

Insgesamt blickt meine Oma zuversichtlich auf die Zukunft. »Ich habe schon vieles erlebt. Und Corona überstehen wir auch«, sagt sie. Ihr Wunsch für dieses Jahr ist, dass im Herbst die Hochzeit meines Cousins stattfinden kann. Und dass sie dann all ihre sechs Kinder, zehn Enkel und ihre erste Urkelin wieder zusammen sehen kann.

ANTONIA BESTE, 21. Studiert Politikwissenschaft und Anglistik. Noch ohne konkretes Berufsziel.



Keine Zeit, um Trübsal zu blasen

Die Gastronomie wurde durch Corona hart getroffen. Aber aufgeben? Ein Beispiel, wie sich der Alltag eines Hotel-Restaurants verändert hat

TEXT UND FOTO: SARAH GRIMSTADT

Normalerweise herrscht im Hotel-Restaurant Catharinenberg reger Betrieb. Stimmengewirr und Gelächter füllen den Raum, es herrscht eine angenehme Atmosphäre. Die Gäste lassen sich den Holsteiner Spiegelkarpfen und hausgemachte Entenkeulen schmecken. Betreiber Jens Henningsen flitzt zwischen seinen Gästen hin und her, dabei hat er immer einen lustigen Spruch auf den Lippen. 99 Gäste können im Catharinenberg gleichzeitig bedient werden. Im Sommer haben die Gäste zudem die Möglichkeit, auf der Terrasse zu essen, wo sich 35 weitere Sitzplätze befinden.

So war das früher, vor Corona. Seitdem ist in Restaurants und Gaststätten vieles anders, auch im Catharinenberg in Molfsee bei Kiel. Was das für dort beschäftigte Menschen bedeutet, für Betreiber und Angestellte, welche Emotionen damit verbunden sind, darum soll es in dieser Geschichte gehen. Den Catharinenberg habe ich als Beispiel gewählt, weil eine Freundin von mir dort zeitweise arbeitet.

Auch Betreiber Jens Henningsen und seine Frau Nadja hatten vergangenes Jahr nach Ausbruch der Pandemie die Anweisung erhalten, den Betrieb ihrer Gaststätte vorübergehend einzustellen. So etwas hatten sie noch nie erlebt, obwohl sich der Catharinenberg schon lange im Besitz der Familie Hen-

ningsen befindet. Vor 38 Jahren haben Jens' Eltern den Catharinenberg von den Vorbesitzern übernommen. Ein paar Jahre später übernahm Jens – wir duzen uns – nach erfolgreicher Ausbildung zum Hotelfachmann den Betrieb wiederum von seinen Eltern.

Als vor einem Jahr die Nachricht von der bevorstehenden Schließung kam, saß er allein in seinem Restaurant. Ein schreckliches Gefühl sei das gewesen, sagt er heute, würde der Wegfall des Einkommens ihn und seine Frau doch vor große Herausforderungen stellen. Sofort hätte seine Frau Nadja damit begonnen, nach Möglichkeiten zur Liquiditätssicherung zu suchen. Bei der Landesbank wurde ein Förderkredit beantragt, doch die ständigen Gedanken blieben, auch nachts.

Trotzdem verlor das Ehepaar nicht den Mut. Nadja und Jens begannen, den Catharinenberg zu renovieren. Von Resignation schon bald keine Spur, stattdessen konzentrierte sich das Ehepaar auf die positiven Aspekte der Corona-Krise, wenn man das denn so nennen darf. Sie fanden Zeit, um mit der Familie zusammen Abendbrot zu essen und gemeinsam Spiele zu spielen. Ihre 19-jährige Tochter Anneke wohnte während des ersten Lockdowns wieder bei ihnen. Später, während des nächsten Lockdowns im Herbst, zog auch ihre in Hannover studierende

23-jährige Tochter Nantje vorübergehend wieder zu ihnen. Endlich schafften die Eltern es auch, die im Vorjahr fertiggestellte Kieler Veloroute auf der Trasse eines ehemaligen Gütergleises mit ihren Fahrrädern abzufahren. Vorher fehlte dafür immer die Zeit. Langeweile trat also nicht auf, zum Trübsal blasen blieb keine Zeit.

Gastronomie besonders betroffen

Die Gastronomie- und Beherbergungsbranche gehört zu den Wirtschaftsbereichen, die von der Coronapandemie besonders hart getroffen wurden. Trotz staatlicher Hilfen wird befürchtet, dass manche Betriebe diese Krise nicht überstehen könnten. Die Wirtschaftsauskunftei Crif Bürgel hat vergangenen November bundesweit die finanzielle Lage von 57.300 Gastronomiebetrieben analysiert und vor einer Pleitewelle im Gastgewerbe gewarnt. Die Situation vieler vor allem kleinerer Restaurants, Gaststätten, Imbisse und Cafés werde sich wohl noch verschlimmern, im ersten Quartal 2021 könnte jedes fünfte Unternehmen aus der Gastronomie insolvenzgefährdet sein. **PB**



Sind sich sicher, dass ihr Catharinenberg die Corona-Krise überstehen wird: Restaurantbetreiber Jens und Nadja Henningsen.

Als dann Restaurants und Hotels wieder öffnen durften, blieb die Anzahl der erlaubten Gäste zwar begrenzt und es musste Abstand gehalten werden. Doch die Eheleute Henningsen konnten sich endlich wieder den Gästen in ihrem Restaurant widmen, nachdem auch der Wasserschaden behoben war. Im Sommer seien viele Gäste gekommen, so die Betreiber, um die gutbürgerliche Holsteinische Küche zu genießen. Auch der Biergarten war wieder sehr beliebt, der Laden schien ganz gut zu laufen. Zu der Zeit fing auch meine beste Freundin Annelie dort als Aushilfe an.

Im Gegensatz zu der Zeit vor Corona sei der neue Arbeitsalltag nun mit sehr viel Bürokratie verbunden gewesen, da sich die Corona-Regelungen ständig änderten. Dann folgte vergangenen Herbst der zweite, weiche Lockdown. Nadja und Jens reagierten gefasst, die Einschränkungen des öffentlichen Lebens waren diesmal ja weniger umfangreich, Geschäftsreisende durften weiterhin aufgenommen werden. Darüber hinaus hatten sie bereits im ersten Lockdown die Erfahrung gemacht, dass ihre Maßnahmen zur Erhaltung der Liquidität funktionieren. Sie wussten, wie sie handeln müssen und waren vorbereitet.

Während das Ehepaar im ersten Lockdown die Hilfe zur Selbsthilfe in Anspruch genommen hatte, besaßen Nadja und Jens nun als Gastronomen einen Anspruch auf die sogenannten Novemberhilfen. Nadja berichtet jedoch von dem hohen Arbeitsaufwand, der mit der Beantragung verbunden ist. Eigenverantwortung und aktives Handeln waren und sind wichtig, um Hilfen zu erhalten, die Hilfe eines kompetenten Steuerberaters und Durchblick beim Schriftverkehr sowieso. Nadja hat sich ausführlich mit den bestehenden Hilfsangeboten auseinandergesetzt und entsprechende Anträge gestellt. Sie und Jens sind sich sicher, dass der Catharinenberg die Corona-Krise überstehen wird. Immer, wenn es möglich war, beherbergten sie in den 22 Zimmern ihres Hotels Geschäftsreisende, überwiegend Monteure und Vertreter. Dazu wurde an bestimmten Tagen der Außer-Haus-Verkauf von Speisen angeboten.

Neben ihren beruflichen Aufgaben sind die Betreiber des Catharinenbergs sozial sehr engagiert und helfen, wo sie können. Als vergangenes Jahr während der Lockdownzeiten der Kindergarten in Molfsee wegen Renovierungsarbeiten kurzzeitig schließen musste, haben

Nadja und Jens Henningsen sich bereit erklärt, die Kinder bei sich im Restaurant aufzunehmen. Zusammen mit seinen Kameraden aus der Freiwilligen Feuerwehr hat Jens zudem für die Mitglieder der Kinderfeuerwehr Masken mit unterschiedlichen Feuerwehrmotiven drucken lassen. »Wir wollen die Kleinen etwas aufmuntern in diesen trüben Zeiten«, sagt er dazu. Anstatt durch die gesellschaftlichen Einschränkungen die Hoffnung zu verlieren, versuchen Nadja und Jens Henningsen, den Menschen in Molfsee Freude zu bereiten.

So blicken sie denn optimistisch in die Zukunft und sind der Überzeugung, dass ihr Betrieb die Pandemie überleben wird. Und während ich diese Zeilen inmitten des nächsten harten Lockdowns Anfang dieses Jahres schreibe, freuen sie sich bereits darauf, bald wieder unbeschwert zwischen ihren Gästen hin- und herflitzen und sie mit lustigen Sprüchen zum Lachen bringen zu können. Der Catharinenberg wird dann wieder mit Stimmengewirr und Gelächter gefüllt sein. Bis dahin heißt es nur, geduldig zu sein und abzuwarten.

SARAH GRIMSTAD, 22. Studium der Politikwissenschaft und Skandinavistik. Berufsziel: NGO für Meeresschutz oder Verlagswesen.



Menschen in Not helfen – HEMPELS bittet um Spenden

GELDSPENDEN

Wir benötigen weiterhin Ihre Unterstützung für in Not geratene Verkäuferinnen und Verkäufer. Bitte spenden Sie dafür auf unser Konto: Hempels e.V.,
DE13 5206 0410 0206 4242 10

KONTAKT

über (0431) 67 44 94

DANKE. Wenn die Not am größten ist, müssen auch Nächstenliebe und Solidarität wachsen.

Bitte helfen
und spenden Sie

Hempels e.V.
DE13 5206 0410
0206 4242 10

Gelebte Solidarität

Mit einer außergewöhnlichen Spendenaktion unterstützt das Büro »TING Projekte« unsere Wohnstiftung

TEXT: PETER BRANDHORST, FOTO: SVEN JANSSEN

Es ist eine Zahl, die für gelebte Solidarität und ganz besondere Hilfe steht: 5720. So viel Geld kam bei einer außergewöhnlichen Spendenaktion zusammen, die von dem in Schwientental bei Kiel ansässigen Büro »TING Projekte« zum Wohl unserer Stiftung »HEMPELS hilft wohnen« organisiert worden war. 5720 Euro, die helfen sollen, bald einen zusätzlichen Neubau zu

errichten neben unserem vor gut drei Jahren gekauften Kieler Wohnhaus für zuvor wohnungslose Menschen.

Seit über zehn Jahren gründet »TING Projekte« in ganz Schleswig-Holstein private Wohngenossenschaften, unter deren Dach sich aus den Bewohnern eine Gemeinschaft bildet. Häuser werden nicht nur gebaut, die dort lebenden Menschen werden auch

auf dem Weg in genossenschaftliches Wohnen begleitet. Man wolle so sozialen Mehrwert schaffen für eine gelingende Nachbarschaft, sagt Geschäftsführer Ferdinand Borchmann-Welle. Weil man auch bei der Wohnraum schaffenden HEMPELS-Stiftung einen solchen sozialen Mehrwert sehe, habe man die Spendenaktion für unsere Stiftung ins Leben gerufen.



Organisierten eine außergewöhnliche Spendenaktion für unsere Stiftung »HEMPELS hilft wohnen« (v. l. n. r.): Ferdinand Borchmann-Welle, Dr. Jasna Hamidovic-Baumgarten, Katinka Seeger und Maike Callsen (vorne) von »TING Projekte«. Rechts HEMPELS-Vorstand Jo Tein.

»TING Projekte« war beim »Kieler Nachhaltigkeitspreis 2019« für seine innovativen Ideen und Konzepte mit dem mit 2000 Euro dotierten 1. Preis ausgezeichnet worden. Die Hälfte davon habe man einem gelungenen sozialen Projekt spenden wollen, so Geschäftsführer Borchmann-Welle. Das gesamte Team entschied sich für unsere Stiftung, Mitarbeitende und Geschäftsführung legten privat zusätzliche 1570 Euro oben drauf. Gleichzeitig habe man »bei mit TING zusammenarbeitenden Unternehmen um weitere Unterstützung geworden«, so die für Marketing zuständige Mitarbeiterin Katinka Seeger. Wir berichteten darüber vergangenen Dezember. Jetzt also das fantastische Ergebnis: Noch einmal 3150 Euro kamen so zusammen, was insgesamt den Betrag von 5720 Euro ergibt.

HEMPELS-Vorstand Jo Tein spricht von einer »großartigen Unterstützung



durch einen Förderer mit viel Erfahrung im sozialen Wohnungsbau«. Die Planungen für den Neubau für Wohnungslose seien bereits weit vorangeschritten, »die TING-Spende hilft enorm, das noch erforderliche Resteingekapital von etwa 80.000 Euro aufzubringen«.

Folgende Betriebe unterstützen uns mit einer Spende (ein weiterer Spender möchte namentlich nicht genannt werden). Allen ein ganz großes Dankeschön!

- TING GmbH & Co. KG
- Geschäftsführung TING, Ferdinand Borchmann-Welle, Jasna H.-Baumgarten & Marco Boettcher
- Mitarbeiter TING
- e-nema Gesellschaft für Biotechnologie und biologischen Pflanzenschutz mbH, Schwentimental
- Harald Jordan, Schinkel
- Danker Bau GmbH, Kiel
- GSB Grundbau GmbH & Co. KG., Bredenbek
- Jutta Rath Creative Work and Coaching, Hamburg
- ALDO Fine Arts & Design, Busdorf (Sachspende)
- KeraMiede Fliesenhandel OHG, Schwentimental (Sachspenden)

Wenn auch Sie helfen möchten:

Konto: Diakonie Stiftung Schleswig-Holstein

Stichwort: HEMPELS hilft wohnen Evangelische Bank e.G.

IBAN: DE03 5206 0410 0806 4140 10;

BIC: GENODEF1EK1

IMPRESSUM

Herausgeber des Straßenmagazins

HEMPELS e. V., Schaßstraße 4,
24103 Kiel, Tel.: (04 31) 67 44 94
Fax: (04 31) 6 61 31 16

Redaktion Peter Brandhorst (V.i.S.d.P.),
Georg Meggers
redaktion@hempels-sh.de

Online-Redaktion Georg Meggers

Mitarbeit Michaela Drenovakovic,
Ulrike Fetkötter, Hans-Uwe Rehse,
Oliver Zemke

Layout Nadine Grünewald

Redesign 3G-GRAFIK,
Uta Lange und Götz Lange

Anzeigen Vera Ulrich
anzeigen@hempels-sh.de

HEMPELS in Flensburg
Johanniskirchhof 19, Tel.: (04 61)
4 80 83 25, flensburg@hempels-sh.de

HEMPELS in Husum
nordfriesland@hempels-sh.de

HEMPELS in Lübeck
Wahmstraße 80, Tel.: (04 51)
400 25 76 40, luebeck@hempels-sh.de

HEMPELS im Internet
www.hempels-sh.de

Geschäftsführung Vera Ulrich
verwaltung@hempels-sh.de

Vereinsvorstand Jo Tein (1. Vors.),
Catharina Paulsen, Lutz Regenber
vorstand@hempels-sh.de

HEMPELS-Café Schaßstraße 4, Kiel,
Tel.: (04 31) 6 61 41 76

Druck: PerCom Vertriebsgesellschaft,
Am Busbahnhof 1, 24784 Westerrönfeld

Geschäftskonto HEMPELS
IBAN: DE22 5206 0410 0006 4242 10
BIC: GENODEF1EK1

Spendenkonto HEMPELS
IBAN: DE13 5206 0410 0206 4242 10
BIC: GENODEF1EK1

Als gemeinnützig anerkannt: Finanzamt
Kiel Nord unter der Nr. GL 4474

HEMPELS Straßenmagazin ist Mitglied im Internationalen Netzwerk der Straßenzeitungen sowie im forum sozial e.V.



HEMPELS wurde 2015 ausgezeichnet mit dem Sonderpreis »Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis für Gefangene« für die Arbeit der Schreibwerkstatt in der JVA Lübeck.

			3		8			
9			4	5	2			1
	5			6			9	
8		5		4		7		2
1	2		7	3	9		8	6
6		7		2		1		9
	8			7			1	
7			2	8	6			3
			9		4			

Leicht

Das jeweilige Sudoku-Diagramm muss mit den Ziffern 1 bis 9 aufgefüllt werden. Dabei darf jede Zahl in jeder Zeile und jeder Spalte und in jedem 3x3-Feld nur einmal vorkommen. Die Lösungen veröffentlichen wir im nächsten Heft.

Lösung Februar 2020 / Nr. 297:

3				9				1
8								4
	5		1		8		3	
			6		7			
4	6						2	3
			4		9			
	3		5		2		8	
5								2
6				4				7

Schwer

1	3	8	5	7	9	6	4	2
2	4	5	3	6	1	7	8	9
9	7	6	4	2	8	1	3	5
5	1	3	7	9	4	2	6	8
6	8	4	2	5	3	9	7	1
7	2	9	8	1	6	3	5	4
8	9	7	6	4	2	5	1	3
3	6	1	9	8	5	4	2	7
4	5	2	1	3	7	8	9	6

Leicht

4	2	9	3	8	6	5	7	1
6	1	3	7	5	9	8	2	4
8	5	7	2	1	4	3	6	9
3	9	6	4	2	5	1	8	7
1	8	2	6	9	7	4	5	3
5	7	4	1	3	8	6	9	2
2	6	5	9	4	3	7	1	8
9	3	8	5	7	1	2	4	6
7	4	1	8	6	2	9	3	5

Schwer



HEPELS IM RADIO

Jeden ersten Montag im Monat ist im Offenen Kanal Lübeck das HEMPELS-Radio zu hören. Nächster Sendetermin ist am 1. März ab 17.05 bis 18 Uhr. Wiederholt wird die Sendung am darauf folgenden Dienstag ab 10 Uhr. Das HEMPELS-Radio bietet einen Überblick über einige wichtige Themen des aktuellen Heftes und will zugleich Einblicke in weitere soziale Themen aus der Hansestadt ermöglichen. Zu empfangen ist der Offene Kanal im GroBraun Lübeck über UKW Frequenz 98,8. Oder online über den Link »Livestream« auf www.okluebeck.de



SOFARÄTSEL

Haben Sie zuvor das kleine Sofa gefunden?

Dann Seite 2 lesen und mitmachen!

»Aufrecht durchs Leben gehen«

Briefe an die Redaktion

Zu: *Eine große Familie; Nr. 297*

»Danke für die Offenheit«

In der Februar-Ausgabe Nr. 297 zum 25-jährigen Jubiläum berichtet HEMPELS auch über den Husumer Verkäufer Hans Linke. Diesen Artikel »Eine große Familie« habe ich sehr bewegt gelesen. Vielen Dank für die Offenheit, mit der Verkäufer Hans darin erzählt. Es ist nicht selbstverständlich, öffentlich Einblicke in das eigene Leben zu geben und bei allem, was einem passiert ist, weiterhin aufrecht durchs Leben zu gehen und die Gegenwart zu gestalten. In dem Bericht wird Hans auch zitiert mit der Bitte, an seinen im vergangenen Jahr verstorbenen Freund und Verkäuferkollegen Willi Wallner zu erinnern. Ich habe über viele Jahre HEMPELS immer wieder bei Willi Wallner gekauft. Ich fand ihn von seiner Ausstrahlung her einfach sympathisch, obwohl wir uns nicht einmal viel unterhalten haben. Irgendwann habe ich ihn dann nicht mehr angetroffen. Vielen Dank Hans, dass du in diesem Artikel an Willi erinnert hast!

DANIELLE RIESE, HATTSTEDT; PER E-MAIL

Zu: *MP unterstützt Stiftung; Nr. 296*

»Keine Anbiederung an Verantwortliche«

Mich stört, dass sich im Januar-Heft Nr. 296 Ministerpräsident Günther als Unterstützer der Stiftung »HEMPELS hilft wohnen« in Szene setzen kann als jemand, der sich sozial für Wohnungslose einsetzt. Als Ministerpräsident ist es seine Aufgabe dafür zu sorgen, dass es in den Städten und Gemeinden ausreichend Sozialwohnungen gibt, damit Wohnungsnot gar nicht entsteht. Ebenso könnte das Land Schleswig-Holstein Geld für Sonderprogramme für den Wohnungsbau geben oder landeseigene

Wohnungsgesellschaften gründen oder landeseigenen Grund und Boden günstig für Sozialwohnungsbau zur Verfügung stellen. Es ist und bleibt eine Schande in so einem reichen Land, dass es Stiftungen wie die von HEMPELS geben muss, um dieses Problem zu entschärfen. Ich finde es toll, dass es die Stiftung gibt, aber wenn ihr »Persönlichkeiten« zu Wort kommen lassen wollt, die die Bedeutung der Stiftung unterstreichen, dann doch bitte keine Anbiederung an die Verantwortlichen für die Wohnungspolitik.

GISELA RAWALD, EUTIN; PER E-MAIL

Zu: *25 Jahre HEMPELS*

»Baum für HEMPELS gepflanzt«

Gerne kaufe und lese ich Straßenmagazine. Zum 25-jährigen Jubiläum von HEMPELS habe ich einen Baum im Schleswig-Holstein-Wald der deutschen Länder in der Negev-Wüste in Israel pflanzen lassen. Damit setzen Sie ein Zeichen gegen die Klimakatastrophe und für die Verbindung zum Heiligen Land. Seit geraumer Zeit erfahre ich viel Freude beim Verschenken von Baumpflanzurkunden zu Geburtstagen. Dem Ihrer Urkunde beigegefügten Faltblatt des Jüdischen Nationalfonds e.V. (Größter Umweltverband in Israel) können Sie entnehmen, dass die Pflanzung eines Baumes schon ab 18 Euro und auch über das Internet www.jnf-kkl.de vorgenommen werden kann. An Pflanzaktionen Interessierte können sich an die Berliner Geschäftsstelle wenden: (0 30) 8 83 43 60.

UWE CARSTENSEN, WILSTER

»Wieder ein tolles Magazin«

Die Februar-Ausgabe Nr. 297 ist wieder einmal ein tolles Magazin mit Rückblick auf die vergangenen 25 Jahre. Auch für

die Zukunft alles Gute.

SONJA JACOBSEN, MELDORF; PER E-MAIL

»Zeitschrift gefällt sehr«

Herzlichen Glückwunsch zu 25 Jahre HEMPELS! Die Zeitschrift gefällt mir sehr gut. Ein Dankeschön auch an alle Verkäuferinnen und Verkäufer, die bei jedem Wetter die Zeitschrift mit so viel Freundlichkeit verkaufen. Wenn ich eure Zeitschrift gelesen habe, schicke ich sie auch mal nach Magdeburg zu einer Freundin. Sie findet sie auch toll!

MANDY HENSCHEL, PREETZ

»Tolles Heft mit super Beiträgen«

Herzlichen Glückwunsch zum 25. Geburtstag. Ich lese Euer Magazin von Anfang an, ihr macht ein tolles Heft mit super Berichten. Das Heft beziehe ich immer von einer sehr netten Verkäuferin in Gettorf vor dem Rewe-Markt. Macht weiter so!

VANESSA MÜLLER; PER E-MAIL

»Großartig«

Herzlichen Glückwunsch zum 25. Jubiläum! Ihr seid großartig!

ULLI SPERWIEN-RASMUSSEN VIA FACEBOOK

»Glückwunsch«

Glückwunsch! Freue mich schon auf das Lesen, hoffentlich treffe ich diesen Monat irgendwo auf einen Verkäufer. Letzten Monat hatte ich leider kein Glück.

TINE KLA VIA FACEBOOK

»Danke für Engagement«

Herzlichen Glückwunsch! Und vielen Dank für eine so lange Zeit des Engagements von so vielen Menschen, dass selbst nach 25 Jahren immer noch das Magazin erscheint! In Papierformat und für jeden erhältlich.

MAGDA FRANZKE VIA FACEBOOK

Auf der Suche nach besserem Schlaf?

Wasserbetten • Airmatratzen • Gelbetten

www.waterbeddiscount-kiel.de

Öffnungszeiten: Mo–Fr: 9–18.30 Uhr, Sa: 9–16.00 Uhr
Gutenbergstraße 40, 24118 Kiel, Telefon: 0431-248 93 20



Ihre Familie Marquardt



OBOLUS
SOZIALLÄDEN IN KIEL

Wir sind bald wieder für Sie da!
Bleiben Sie gesund!

Filiale Zentrum Sophienblatt 64a Mo.-Fr. 9.00 - 18.00 Tel.: 0431/71034012	Filiale Dietrichsdorf Heikendorfer Weg 47 Mo.-Fr. 9.00 - 16.00 Tel.: 0431/600539711	Filiale Gaarden Johannesstraße 48 Mo.-Fr. 9.00 - 18.00 Tel.: 0431/600538411	Web: info@obolus-kiel.de
---	---	---	---

Solidarisch anlegen!

WENN MEIN GELD PERSPEKTIVEN FÜR VIELE STATT PROFIT FÜR WENIGE SCHAFFT. DANN IST ES GUTES GELD.

INFORMATIONEN UNTER 040-94362800
NORDEUTSCHLAND.OIKOCREDIT.DE

OIKO CREDIT
in Menschen investieren

NACHHALTIGE GELDLANLAGE SEIT 1975.

ideenwerft
WERBEAGENTUR

Wir machen Ihr Projekt seetauglich!

Webdesign | Online-Marketing | Print
Schülperbaum 31 • 24103 Kiel • 0431 26092211
info@ideenwerft.com • www.ideenwerft.com

Ollie's Getränke Service

Getränke, Fassbier und Zapfanlage, Wein und Sekt, Lieferservice bis Kiel und weiter... und wir stellen Ihnen die Ware in den Kofferraum

VOM 01. BIS 05. 03. 2021 IM ANGEBOT:

 **WITTENSEER SPORT VITAL**
7,99 EUR
je 12 x 0,7 l (+ Pfand)

Ollie's Getränkeservice, Kieler Straße 10, Langwedel
Öffnungszeiten: Mo. + Fr. 9-17 Uhr, Di. - Do. 14-17 Uhr
Telefon: 0 43 29 / 8 16